

Bern, den 9. September 1917.

Erscheint wöchentlich.

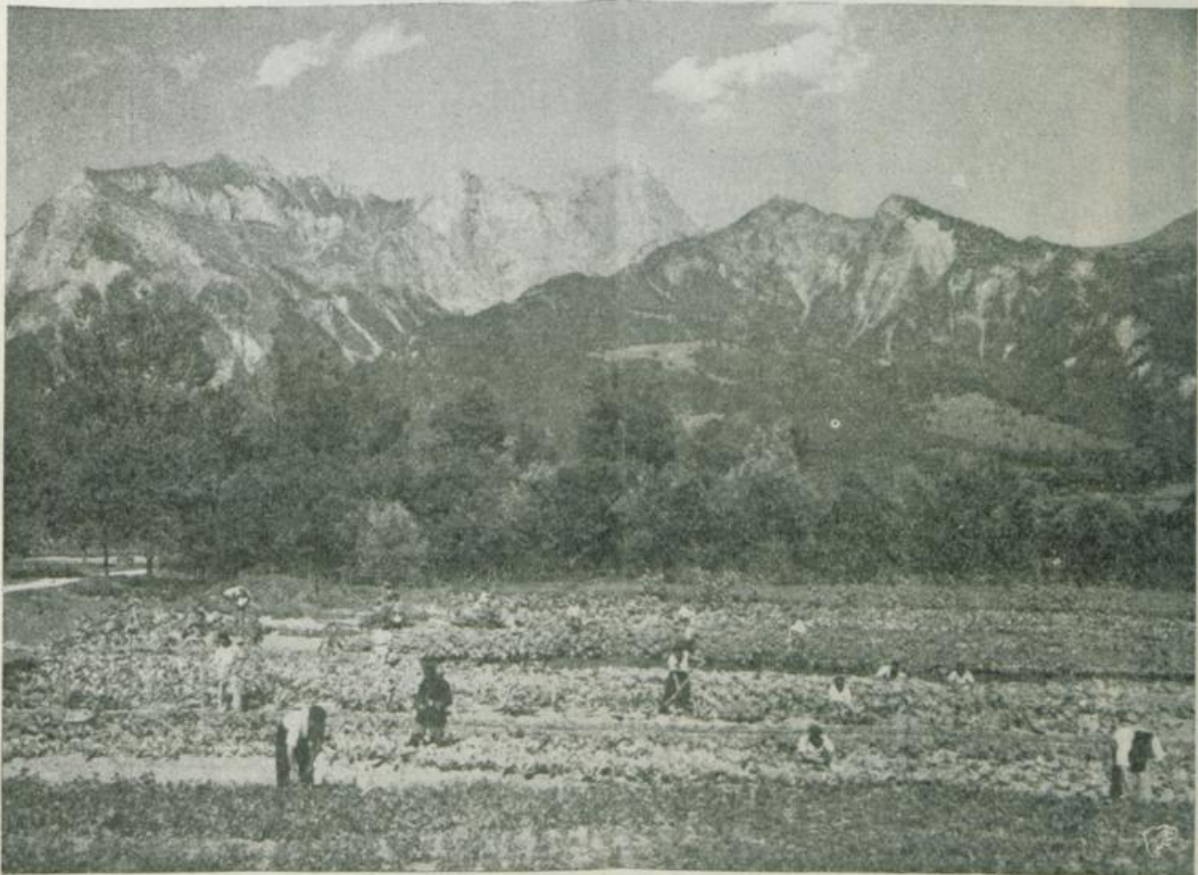
Militärhistorisches

Forschungsamt

Bibliothek

Z 523

Heft Nr. 51.



Internierten-Landwirtschaft in Ragaz.



Verkaufsfilialen in allen größeren
Schweizer Städten.

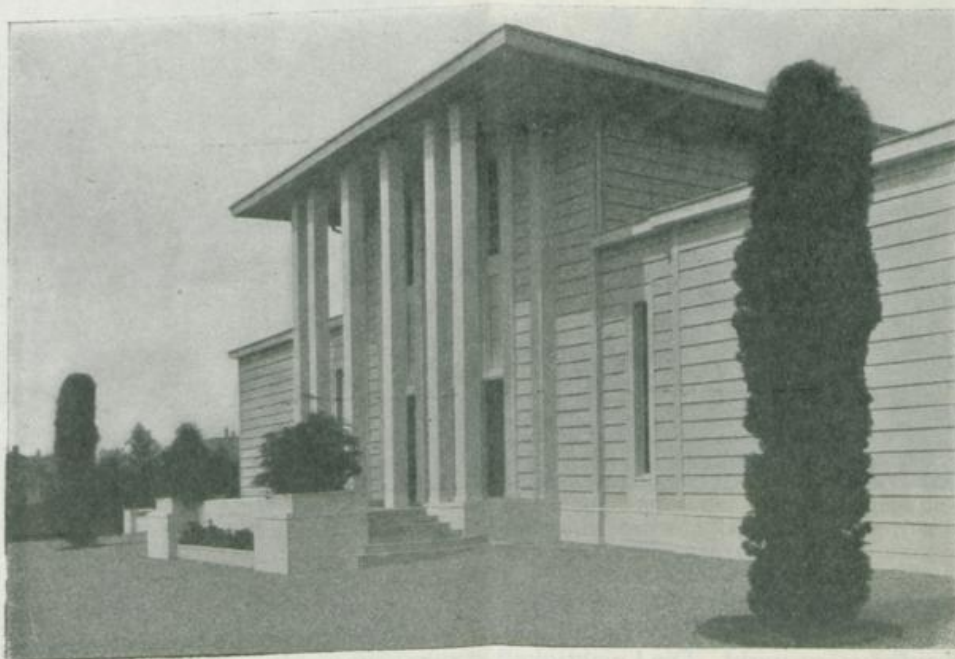




Der deutsche Werkbund und seine Ausstellung in Bern.

Während an den ausgedehnten Fronten der Kriegslärm tost, während ein Versuch zur Vermittlung des Friedens nach dem andern scheitert und es scheint, als wolle der nicht endende Krieg

in idealem Streben eine Veredelung und Durchgeistigung der gesamten gewerblichen Arbeit bezweckt und daher nicht nur anbieten und verkaufen will, sondern in groß-



Eingang zum Ausstellungsgebäude.

den Wohlstand und die Kultur des alten Europa untergraben, tut sich auf dem Kirchenfeldplatze in Bern eine Ausstellung auf, die geeignet ist, den Beschauer vorübergehend in friedliche Zeiten zurückzusetzen: Die Ausstellung des deutschen Werkbundes. Sie zeigt Gegenstände, die das Ergebnis eines langen friedlichen Wettbewerbes sind, Erzeugnisse, in denen das Streben liegt, ihre Entstehungszeit als ein neues und eigenes Zeitalter zu fassen und auszuprägen.

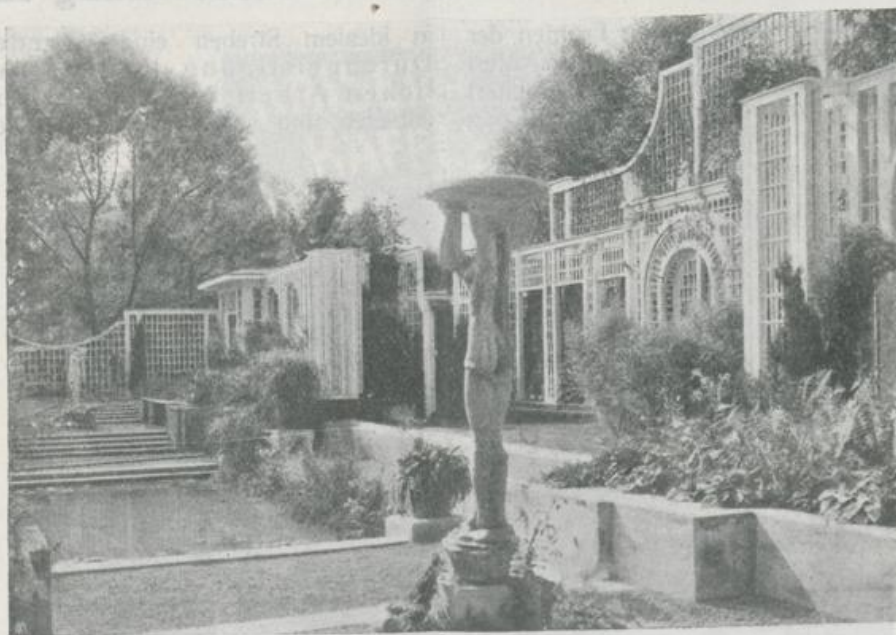
Der deutsche Werkbund wurde im Jahre 1907 ins Leben gerufen. Es ist eine Gesinnungs- und Interessengemeinschaft von Fabrikanten, Handwerkern und Kaufleuten, die zusammen mit Künstlern, Nationalökonomern und Schriftstellern, Kennern und Förderern des industriellen und kommerziellen Lebens höchste Leistungen, beste Qualität nach Material, Technik und Form zu erzielen sucht, die darüber hinaus

zügiger Weise den Geschmack, soweit er sich im öffentlichen Leben äußert, in einer unserer Zeit und unserer Denkungsart entsprechenden Weise zu bilden versucht. Darin liegt die volkswirtschaftliche Bedeutung des Werkbundes und seine hohe kulturelle Aufgabe.

An sich auf den solidesten Grundlagen beruhend, ist die Bewegung nicht einem neuerungssüchtigen Hirn entsprungen, sondern sie ist geschichtlich begründet. Als in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts bei wachsender Volksvermehrung gleichzeitig auf dem in- und ausländischen Märkte ein heftiger Wettbewerb einsetzte, als der sich rasch entwickelnde Weltverkehr dazu beitrug, die Lebensansprüche des Einzelnen wie der Völker zu steigern, sahen sich Industrie und Handel vor Aufgaben gestellt, die schleunigst zu erledigen erste Vorbedingung war, wollte man überhaupt sein Dasein bekunden.

Man diene daher in erster Linie dem rein Zweckmäßigen; Form und Farbe, äußeres Ansehen und Geschmack, traten zu Anfang dieses Zeitalters der Maschine in den Hintergrund, zumal infolge der starken Nachfrage der Absatz dadurch nicht beeinträchtigt, der wirtschaftliche Gewinn also nicht geschmälert wurde. Als man sich aber eingerichtet hatte und Architekt und Kunstgewerber auf dem Plan erschienen, suchte man die äußere Form zu verschönern und nahm, was man vorfand, besonders aus der klassisch-französischen

erkennen und drückt es ihr, ohne irgendwie engherzig zu sein, bewußt auf. So gestaltet er die Zeit mit ihren gegebenen Lebensbedingungen und -forderungen individuell. Gerade an Dingen des alltäglichen Lebens, an Bauten, Kaufläden und Schaufenstern, Wohnungen und Zimmereinrichtungen, Verkehrsmitteln, an Schmuckgegenständen und jenen Waren, die in Massen ins Land gehen, sucht er das darzutun. Deshalb will er sich vom veralteten Hergebrachten befreien, zieht er in Gewerbe und Handel den



Ausstellungsgarten.

Kunst. Heutige Augen erkennen erst, wie lächerlich dieser Aufputz an Maschinen, Verkehrsmitteln, Fabriken und Kaufhäusern wirkt. Die Leichtigkeit und Verwicklung des französischen Stils widersprechen der Festigkeit und Einfachheit, die Grundzüge im Charakter der modernen Industrie sind. Ihre ureigensten Formen sind nicht ausgesprochen graziös, sondern straff; Zufälligkeiten aller Art sind ihrem Wesen zuwider, ihre Erzeugnisse wollen durchdacht sein. Es hat jahrzehntelangen Beobachtens bedurft, um diese Zeichen der neuen Zeit zu erkennen und langen Suchens und Tastens, um ihnen zunächst auch nur teilweise gerecht zu werden. Und doch war es eine Notwendigkeit, das alte Geleise zu verlassen, sollten nicht Millionen von Menschen Sklaven einer Arbeit werden, die ihnen an sich gar nichts bot, die sie zu Stumpfsinn und Platitude geführt hätte. So war der Gedanke, Lebensfreude am eigenen Werk zu erwecken, reif zur Verwirklichung: Der deutsche Werkbund war die erste großzügige Organisation, die ihn sich grundsätzlich zu eigen machte. Er sucht das Gepräge der neuen Zeit auf wirtschaftlichem Gebiete zu

Künstler zu Rate, um den toten Dingen die gesunde schaffende Seele der modernen Zeit einzuhauchen. Das Ergebnis solchen Strebens für die Erzeugnisse ist Dauerhaftigkeit des verwendeten Materials, Vollkommenheit der Technik und gediegene Zweckmäßigkeit der Form, mit einem Worte: Qualität.

Was nützt es aber dem Kaufmann, dem es — das liegt im Wesen seines Berufes — letzten Endes immer auf materiellen Gewinn ankommen muß, wollte er Qualitätsware anbieten, die keinen Absatz fände. Wird der moderne Mensch zeitgemäße Ware auch immer entschieden bevorzugen, wird der Gebildete sich verpflichtet fühlen und durch seine Gesellschaft gezwungen sein, kulturfördernde Unternehmungen zu unterstützen, so liegen derartige Reize zur Bevorzugung der besseren Ware bei der breiten Masse der Käuferschaft einstweilen noch nicht, oder doch nicht in genügendem Maße vor. Um auch diese für seinen Markt zu gewinnen, geht der Werkbund ebenfalls großzügig vor, indem er auch aus diesem Grunde geschmackbildend zu wirken versucht, vor allem aber, indem er ein Qualitäts-

gewissen im gesamten Volke zu wecken, das Qualitätsgefühl bei den Käufern zu erziehen bestrebt ist. Das geschieht am besten durch Zurschaustellung musterhafter Erzeugnisse.

Dabei wird sich unumgänglich die Frage aufdrängen, ob der Einkauf solcher Ware auch pekuniär für den Käufer vorteilhaft sei. Ziehen wir die ihnen innewohnenden unsichtbaren Werte und Kräfte mit in Betracht, so ist die Frage entschieden zu bejahen. Ein Beispiel aus der Großindustrie möge das beweisen. Gelingt es, durch einheitliche, zweckmäßige und formvollendete Fabrikeinrichtungen, die auch den inneren Menschen zu befriedigen suchen, die Arbeitsleistung jedes einzelnen der tausend Arbeiter um ein Vierzigstel, sei es der Quantität oder der Qualität nach, zu steigern, so würde das ein Anlagekapital von mindestens drei Viertel Millionen Mark rechtfertigen und der durch den

höheren Ruf der Firma gesteigerte Absatz sich überdies als Gewinn ergeben. — Daß eine auf so soliden Grundlagen beruhende Unternehmung eine aussichtsreiche Zukunft hat, braucht nicht weiter erörtert zu werden. Die ständige Vermehrung der Mitglieder und die Steigerung der Jahreseinkünfte sind Belege dafür.

Daß, in Würdigung der hohen nationalen und internationalen Aufgaben und Ziele des Werkbundes — von dem sich, wie wir hören, unter dem Vorsitz des Museumsdirektors Altherr in Zürich eine schweizerische Landesgruppe gebildet hat — die Ausstellung in Bern rege besucht wird, ist bei der Vielgestaltigkeit der dargebotenen Gegenstände, Einrichtungen und Anlagen, die durch ihre Gediegenheit und Originalität überraschen, nicht zu verwundern. Ein mehrmaliger Besuch der Ausstellung sei dringend empfohlen!
B.

Vereinbarung

zwischen der Deutschen und der Großbritannischen Regierung über Kriegs- und Zivilgefangene.

Am 2. Juli 1917 ist von Delegierten der Deutschen und der Großbritannischen Regierung die nachstehende Vereinbarung über Kriegs- und Zivilgefangene unterzeichnet worden, die inzwischen von beiden Regierungen genehmigt worden ist.

I. Wiederaufnahme der bereits vereinbarten Austauschtransporte.

Paragraph 1.

Die auf Grund der bestehenden Vereinbarungen auszuführende Heimbeförderung der Kriegs- und Zivilgefangenen soll sobald als möglich wieder aufgenommen werden. Zu diesem Zweck ist die Niederländische Regierung bereits ersucht worden, diese Austauschtransporte in einer der Deutschen und der Großbritannischen Regierung genehmigten Weise zu veranstalten und durchzuführen.

II. Entlassung kranker und verwundeter Kriegsgefangener und deren Internierung in neutralen Ländern.

Paragraph 2.

Entlassung tuberkulosekranker Kriegsgefangener in die Heimat.

Diejenigen wegen Tuberkulose in der Schweiz internierten Kriegsgefangenen, die als geheilt anzusehen sind, sollen auf Grund einer gemäß Paragraph 8 vorgenommenen Untersuchung in ihre Heimat entlassen werden.

Paragraph 3.

Neue Listen von Krankheiten und Gebrechen.

Neue, nach milderer Grundsätzen aufgestellte Listen von Krankheiten und Gebrechen sollen als Grundlage für die Auswahl von Kriegsgefangenen dienen:

a) für die unmittelbar oder aus einem neutralen Lande erfolgende Entlassung in die Heimat,

b) für die Internierung in einem neutralen Lande.

Bis zur Aufstellung dieser neuen Listen sollen die vor kurzem zwischen den deutschen, französischen und schweizerischen Militärbehörden vereinbarten neuen Listen für den oben erwähnten Zweck maßgebend sein.

Paragraph 4.

Die Stacheldrahtkrankheit.

Kriegsgefangene, die mindestens 18 Monate in Gefangenschaft waren und an der „Stacheldrahtkrankheit“ leiden, sollen künftig als für die Internierung in der Schweiz

oder einem anderen neutralen Lande geeignet anerkannt werden. Wenn sich nach einer dreimonatigen Internierung eine erhebliche Besserung des Gesundheitszustandes nicht feststellen läßt, soll die Krankheit als schwer angesehen werden und der Internierte gemäß Paragraph 8 auf die Entlassung in die Heimat Anspruch haben.

Paragraph 5.

„Komplementärinternierung“ nach den neuen Listen von Krankheiten und Gebrechen.

A. Im August und September d. J. soll entsprechend der zwischen Deutschland und Frankreich getroffenen Vereinbarung unter der Voraussetzung der Zustimmung der Schweizerischen Regierung eine Komplementärinternierung von Gefangenen stattfinden, die vor dem 1. November 1916 in Gefangenschaft geraten sind.

Die Untersuchung für diese Internierung soll von zwei Kommissionen vorgenommen werden, die aus je drei schweizerischen und drei Ärzten des Nehmestaates besteht. Bei Stimmgleichheit soll die Stimme des ältesten schweizerischen Arztes den Ausschlag geben. Die Kommissionen sollen am 1. August d. J. zusammentreten und ihre Entscheidung in jedem der ihnen vorgelegten Fälle auf die neuen, oben erwähnten Listen gründen.

Die Klassen von Kriegsgefangenen, über die von diesen Kommissionen entschieden werden soll, sind folgende:

a) Kriegsgefangene, deren Internierung in einem neutralen Lande von der ärztlichen Reisekommission schon vorgesehen, aber einer späteren Entscheidung vorbehalten worden ist,

b) Kriegsgefangene, von denen bekannt geworden ist, daß sie schon längere Zeit krank sind, die aber aus unbekanntem Gründen nicht als internierungsbedürftig anerkannt worden sind,

c) Kriegsgefangene, die durch Versehen oder Unachtsamkeit nicht von der Reisekommission untersucht worden sind oder die nicht imstande waren, vor ihr zu erscheinen.

B. Keiner von diesen Kriegsgefangenen soll durch die obenerwähnte Kommission bei der ersten Untersuchung endgültig zurückgewiesen werden. Alle diejenigen, die nicht für die sofortige Internierung bestimmt wurden, sollen in ein Beobachtungslager überführt werden, und ihre Fälle sollen durch die Kommission nach einem Zeitraum von vier Wochen wieder untersucht werden. Wenn die Entscheidung der Kommission dem Gefangenen ungünstig ist, sollen die Gründe eingehend angegeben werden.

C. Alle Kriegsgefangenen, die bei der Untersuchung für die Komplementärinternierung als dafür geeignet befunden worden sind, sollen sobald als möglich in die Schweiz überführt werden.

Paragraph 6.
Entlassung internierter Kriegsgefangener in die Heimat.

Zur Gewinnung von Plätzen für die Komplementärinternierung sollen die von der Deutschen Regierung internierten britischen Kriegsgefangenen und die von der Britischen Regierung internierten deutschen Kriegsgefangenen, deren vollständige Heilung noch längere Zeit in Anspruch nimmt, von der Schweiz im August und September d. J. entsprechend den Bestimmungen über den Austausch von Schwerverwundeten und Schwerkranken in die Heimat entlassen werden. Die Entscheidung hierüber steht den schweizerischen Ärzten zu und soll für beide Teile bindend sein, außer wenn der Überschuss von Angehörigen des einen Teils über die Angehörigen des anderen Teils 20 Prozent oder mehr dieser Zahl beträgt. In diesem Fall soll die bisherige Art der Untersuchung beibehalten werden. (Siehe Paragraph 8.)

Paragraph 7.
Weitere Untersuchungen nach den neuen Listen.
A. Sobald wie möglich nach dem Abschluß der in Paragraph 5 erwähnten Untersuchung sollen die Kommissionen, die aus zwei Ärzten des neutralen Staates und drei Ärzten des Nehmestaates zusammengesetzt sind, mit der Untersuchung der Gefangenen beginnen, die von den Lagerärzten des Nehmestaates für die Internierung empfohlen worden sind, nachdem eine sorgfältige Untersuchung im Anschluß an die neue Liste von Krankheiten und Gebrechen für die Internierung vorgenommen worden ist.

B. Dasselbe Verfahren soll bei späteren Untersuchungen kranker und verwundeter Kriegsgefangener zur Internierung in einem neutralen Staate angewandt werden. Die Untersuchungen sollen in Zwischenräumen von 3 bis 4 Monaten, wie bisher üblich, stattfinden.

C. Kriegsgefangene, die zur Internierung geeignet befunden sind, sollen sobald als möglich interniert werden.

Paragraph 8.
Untersuchung für die Entlassung in die Heimat aus einem neutralen Staate.
Die Untersuchung von Verwundeten und Kranken für die Entlassung in die Heimat aus einem neutralen Lande soll nach Maßgabe der neuen Listen von Krankheiten und Gebrechen für die Entlassung in die Heimat und im übrigen nach den bisherigen Grundsätzen ausgeführt werden, nämlich durch eine Kommission, die aus zwei Ärzten des Nehmestaates und einem Vertreter der Gesandtschaft desselben Landes zusammengesetzt ist.

Paragraph 9.
Unmittelbare Entlassung in die Heimat.
Die Auswahl der Kriegsgefangenen für die unmittelbare Entlassung in die Heimat soll nach Maßgabe der neuen Liste von Krankheiten und Gebrechen für die Entlassung in die Heimat erfolgen. Im übrigen soll das Verfahren das gleiche bleiben wie bisher.

Paragraph 10.
Verbot der Beschäftigung in die Heimat entlassener Kriegsgefangener.

Kriegsgefangene, die nach den vorstehenden Grundsätzen in die Heimat entlassen worden sind, sollen weder an der Front noch in der Etappe noch innerhalb des besetzten Gebiets verwendet werden.

III. Internierung der nicht weniger als 18 Monate gefangen gehaltenen Offiziere und Unteroffiziere in einem neutralen Lande.

Paragraph 11.
Die Offiziere und Unteroffiziere des einen Teiles sollen ohne Rücksicht auf Rang und Zahl, auch soweit sie eine Strafe verbüßen, sobald sie wenigstens 18 Monate Kriegsgefangene des anderen Teiles sind, in der Schweiz oder in einem anderen neutralen Lande interniert werden, falls sie nicht zurückzubleiben wünschen. Voraussetzung für das Vorstehende ist, daß sich die Möglichkeit einer Unterbringung für sie findet, was beide Regierungen zu erreichen bemüht

sein werden. Für die Reihenfolge der Unterbringung in dem neutralen Lande soll der Zeitpunkt der Gefangennahme maßgebend sein. Soweit deutsche Offiziere und Unteroffiziere in Betracht kommen, soll diese Bestimmung lediglich auf alle diejenigen Anwendung finden, die jetzt oder später in Großbritannien oder Frankreich sind.

IV. Internierung kranker Kriegsgefangener in den Niederlanden.
Paragraph 12.

Von den deutschen Zivilpersonen, die zur Zeit in Großbritannien interniert sind, sollen 1600 und von den britischen Zivilpersonen, die zur Zeit in Deutschland interniert sind, sollen 400 in den Niederlanden interniert werden. Sie sollen durch die Ärzte des Nehmestaates gemäß der in Nr. II dieser Vereinbarung erwähnten neuen Liste von Krankheiten und Gebrechen für die Internierung von kranken und verwundeten Kriegsgefangenen ausgewählt werden. Wird auf einer Seite die Zahl der für die Internierung nach dieser Liste geeignet befundenen Zivilgefangenen nicht erreicht, so soll der Fehlbetrag durch Hinzufügung solcher Zivilgefangenen aufgebracht werden, die nach der Ansicht der Ärzte des Nehmestaates aus ärztlichen Gründen am ehesten der Entlassung aus der Gefangenschaft bedürftig erscheinen.

V. Verteilung der in den Niederlanden unterzubringenden Kriegs- und Zivilgefangenen.

In der Voraussetzung, daß die Niederländische Regierung, wie sie in Aussicht gestellt hat, 16000 deutsche und britische Kriegs- oder Zivilgefangene zur Internierung aufnimmt, sollen die Plätze dieser Internierten wie folgt verteilt werden:

a) Es fallen auf kranke und verwundete Kriegsgefangene, die gemäß Nr. II dieser Vereinbarung zu internieren sind	7500 Plätze
b) auf Offiziere und Unteroffiziere, die nach Nr. III dieser Vereinbarung zu internieren sind	6500 „
c) auf kranke Zivilgefangene, die nach Nr. IV dieser Vereinbarung zu internieren sind	2009 „

Beide Regierungen sichern sich die unverzügliche Rücksendung aller aus der Internierung in den Niederlanden entflohenen Personen zu, soweit diese in ihre Gewalt kommen.

VI. Entlassung von bisher zurückgehaltenem Sanitätspersonal.

Paragraph 14.
Sämtliche Mitglieder des deutschen Sanitätspersonals, die sich noch in britischer Gewalt befinden, und sämtliche Mitglieder des britischen Sanitätspersonals, die sich noch in deutscher Gewalt befinden, sollen unverzüglich entlassen und mit den Kriegsgefangenentransporten heimbefördert werden.

Der von dem Nehmestaat etwa verlangte Nachweis der Zugehörigkeit zu dem Sanitätspersonal soll vorbehaltlich der Prüfung des Nehmestaates durch Aufnahme in Listen erbracht werden, die von dem Heimatstaat aufgestellt und dem Nehmestaat auf diplomatischem Wege übermittelt werden. Wenn der Nehmestaat Gründe für die Ablehnung des Anspruchs auf Entlassung einer in die Listen aufgenommenen Person hat, so hat er diese Gründe ausführlich anzugeben.

Paragraph 15.
Die Großbritannienische Regierung wird dem ursprünglich zur deutschen Garnison in Tsingtau gehörigen, jetzt in den Vereinigten Staaten von Amerika befindlichen deutschen Sanitätspersonal die Rückkehr nach Deutschland auf dem Seewege gestatten, falls die Regierung der Vereinigten Staaten diesem Personal die Rückkehr nach Deutschland gestatten wird.

VII. Bestrafung der Fluchtversuche von Kriegsgefangenen.

Paragraph 16.
a) Die Dauer der von einem Kriegsgefangenen wegen eines einfachen Fluchtversuchs, auch im Wiederholungsfalle, zu verbüßenden Freiheitsstrafe soll 14 Tage nicht übersteigen.

Die Dauer der zu verbüßenden Freiheitsstrafe wegen eines solchen Fluchtversuchs in Verbindung mit anderen strafbaren Handlungen, die im Verfolg oder bei Gelegenheit des Fluchtversuchs durch Aneignung oder Beschädigung fremden Eigentums begangen worden sind, soll 2 Monate nicht übersteigen.

b) Alle Kriegsgefangenen, die wegen eines einfachen oder in Verbindung mit anderen Straftaten der oben bezeichneten Art unternommenen Fluchtversuchs eine längere Freiheitsstrafe als vorerwähnt verbüßen, sollen alsbald auf freien Fuß gesetzt werden.

c) Alle Vergeltungsmaßnahmen gegen englische Kriegsgefangene in deutschen Händen wegen der Verurteilung deutscher Kriegsgefangener durch britische Behörden auf Grund von einfachen oder mit anderen strafbaren Handlungen der unter a bezeichneten Art begangenen Fluchtversuche sollen alsbald aufgehoben werden.

Paragraph 17.

Die Bestimmungen des vorhergehenden Paragraphen sollen spätestens am 1. August 1917 durchgeführt werden.

VIII. Aussetzung von Strafen für Kriegs- und Zivilgefangene.

Paragraph 18.

Die Vollstreckung von Strafen für alle Straftaten, die von Kriegs- und Zivilgefangenen nach der Gefangennahme bis zum 1. August d. J. begangen sind, wird bis zum Friedensschluß ausgesetzt.

Paragraph 19.

Jeder unter die Bestimmung der vorhergehenden Paragraphen fallende Kriegs- und Zivilgefangene soll von jeder Art von Beschränkungen, die nicht alle Kriegs- und Zivilgefangenen treffen, befreit sein und in derselben Weise wie die übrigen Kriegs- und Zivilgefangenen alle diesen zustehenden Vorteile einschließlich der Entlassung in die Heimat und der Internierung in neutralen Ländern genießen.

IX. Vergeltungsmaßnahmen gegen Kriegs- und Zivilgefangene.

Paragraph 20.

Vergeltungsmaßnahmen gegen Kriegs- und Zivilgefangene dürfen erst nach Ablauf einer Frist von wenigstens 4 Wochen seit ihrer Ankündigung durchgeführt werden.

Die Frist läuft von dem Zeitpunkt ab, zu dem bei Vergeltungsmaßnahmen gegen deutsche Gefangene in englischer Gewalt die Schweizerische Gesandtschaft in London, bei Vergeltungsmaßnahmen gegen britische Gefangene in deutscher Gewalt die Niederländische Gesandtschaft in Berlin in Kenntniß gesetzt worden ist.

In geeignet erscheinenden Fällen wird vor Androhung von Vergeltungsmaßnahmen der Versuch gemacht werden, durch eine persönliche Aussprache im Haag den Anlaß zu der Vergeltungsmaßnahme zu beseitigen.

X. Beschleunigte Ablieferung von Paketsendungen.

Paragraph 21.

Beide Heeresverwaltungen werden nach Kräften bemüht sein, für schnelle Ablieferung aller an die Kriegs- und Zivilgefangenen gerichteten Paketsendungen Sorge zu tragen und unnötige Überwachung zu vermeiden.

XI. Nachricht über Gefangennahme von Kriegsgefangenen.

Paragraph 22.

Beide Heeresverwaltungen werden unverzüglich erneut Weisungen an die zuständigen Stellen ergehen lassen, um sicher zu stellen,

a) daß alle Gefangennahmen von Kriegsgefangenen durch die Regierung des Nehmestaates der anderen Regierung mit tunlichst geringer Verzögerung mitgeteilt werden.

b) daß jedem Kriegsgefangenen alsbald nach der Gefangennahme die Benachrichtigung seiner Angehörigen gestattet und ermöglicht, sowie, daß die Weiterleitung der Nachricht erleichtert wird.

c) daß tunlichst bald nach der Gefangennahme jedem Kriegsgefangenen Gelegenheit gegeben wird, seiner Familie eine Adresse mitzuteilen, unter der sie mit ihm in Verbindung treten kann.

Die Verhandlungen über die im § 1 der Vereinbarung vorgesehene Fortführung der Austauschtransporte sind noch nicht zum Abschluß gelangt, so daß die Transporte der auszutauschenden oder der in den Niederlanden zu internierenden Kriegs- und Zivilgefangenen noch nicht begonnen haben.

Über Himmelsbeobachtung mit einfachen Mitteln.*)

Prof. Dr. Joseph Plassmann, Universität Münster i. W.

Die rasche Abnahme der Tageslänge zur gegenwärtigen Jahreszeit erinnert uns daran, daß die Natur in dieser paradiesischen Gegend außer der Herrlichkeit der Bergriesen und den lieblichen Seegestaden noch andere Wunder hat. Wir sind am Vierwaldstätter See dem Himmel bereits um 400 m näher als etwa in Berlin; die reine dünne Höhenluft läßt uns eine größere Anzahl von Sternen erkennen, als in der Tiefebene und der Glanz aller ist erhöht.

Es ist ein leider sehr verbreitetes Vorurteil, daß zur nutzbringenden Beschäftigung mit dem Himmel große und kostspielige Instrumente unerlässlich seien. Schon seit zwei Menschenaltern hat man den hohen Wert der astronomia panperum, der mit einfachsten Mitteln betriebenen Himmelsforschung, erkannt. Seit 1891 besteht die Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik, die solche Arbeiten zur Bereicherung der Wissenschaft wie zur Erhöhung der Lebensfreude der sich damit Beschäftigenden einrichtet. Es sei gestattet, über die Möglichkeit solcher Arbeiten auch in den Lebensverhältnissen eines Internierten hier zu reden und dafür ein paar Ratschläge zu geben.

Das wichtigste und durchaus unentbehrliche Werkzeug ist nicht etwa das Fernrohr, sondern die Uhr, deren Angaben auf die Minute verbürgbar sein sollten. Man kann die Taschenuhr leicht regulieren mit Hilfe der Signale, welche die schweizerischen Post- und Telegraphenämter

täglich erhalten. In einer größeren Gesellschaft findet sich schon der eine oder andere, der mit einer Präzisionsuhr aufwarten kann. Man gewöhne sich daran, die Zeiger so zu stellen, daß zwischen den Angaben des Minuten- und Sekundenzeigers kein zu großer Unterschied ist, da hieraus leicht ein Versehen um eine volle Minute hervorgehen könnte.

Gleichfalls sehr erwünscht sind gute Sternkarten. Die allbekannte drehbare Karte wird sich schon in dem einen oder andern Gasthofs finden, und sie kann jedenfalls aus der nächsten größeren Stadt bezogen werden. Wenn mehrere Freunde zusammenlegen, läßt sich der ausgezeichnete, sehr reichhaltige Himmelsatlas von Richard Schurig (Leipzig, Eduard Gaebeler, 2. Auflage, 3 Mark) durch den Buchhandel beziehen. Er enthält auch eine Mondkarte, womit uns schon die Möglichkeit gegeben ist, mit Hilfe eines der überall leihweise erhältlichen Operngläser, Prismenrohre usw. eine erste Orientierung auf dem Monde zu gewinnen. Die Mondkarten in den Büchern sind gewöhnlich für den Anblick im umkehrenden Fernrohr entworfen. Man muß sie deshalb auf den Kopf stellen und gewöhnlich noch etwas drehen. Das Gesamtbild erhält man natürlich nur im Vollmonde, wo auch die merkwürdigen hellen Streifen, die besonders von dem hellen Randgebirge Tycho ausstrahlen, am besten sichtbar sind. Dagegen sind die

*) Der Verfasser ist gern bereit, seinen internierten Landsleuten schriftlich genauere Auskunft über die in vorstehenden Zeilen behandelten Punkte zu geben.

Einzelheiten besser in den Vierteln sichtbar und namentlich auf den schmalen Sichel, weil dann die Schatten am längsten sind. Die große Schwärze dieser Schatten neben dem grellsten Lichte und das vollkommene Fehlen des zerstreuten Tageslichtes beweist die Luftlosigkeit unseres Trabanten. Neben den engsten Sichel sieht man bekanntlich auch die Nachtseite des Mondes in einem matteren, dem sogenannten aschgrauen Lichte; es ist das zum Monde zurückgeworfene Tageslicht der Erde.

Zum Sternenhimmel zurückkehrend, wollen wir zunächst bemerken, daß in einem größeren Interniertenkreise immer schon der eine oder andere sein wird, der sich, sei es im Frieden aus Liebhaberei, sei es im Felde zur Orientierung oder gar als P. G. und P. W. zu Fluchtversuchen mit den wichtigsten Sternbildern vertraut gemacht hat und also den Lehrmeister abgeben kann. Den Anfänger verwirren manchmal die hellen Planeten, die ihres veränderlichen Ortes wegen auf der Sternkarte fehlen. Sie sind immer in der Nähe des Tierkreises oder der sogenannten Ekliptik zu finden.

Auf den Karten von Schurig finden wir zahlreiche Doppelsterne verzeichnet. Es ist eine nützliche Übung, festzustellen, welche von diesen mit bestimmten optischen Mitteln, also mit den vorhin angedeuteten kleinen, tragbaren Fernrohren als doppelt zu erkennen sind. Es versteht sich, daß eine Höhenlage wie die von Davos noch vorteilhafter ist, als etwa die am Vierwaldstätter See.

Die Helligkeit mancher Fixsterne ist veränderlich. Auch diese sind in Schurigs Atlas sorgfältig verzeichnet. Wenn man z. B. einen der in den Sternbildern Lyra, Cepheus, Aquila, Gemini als veränderlich angegebenen Sterne von Tag zu Tag in bezug auf den Helligkeitseindruck vergleicht und nach sorgfältiger Schätzung angibt, welches jedesmal der hellere ist und ob der Unterschied sofort in die Augen springt oder nach kürzerem oder auch längerem Abwägen erst erkennbar wird, so kann man schon nach einigen Wochen, wovon natürlich ein Teil durch Mondschein oder schlechtes Wetter verdorben wird, einen gewissen Gang der Helligkeit feststellen. Sehr auffallend ist der Lichtwechsel bei dem auf der Karte mit Algol bezeichneten Stern, der zwar nur alle 69 Stunden eine größere Abnahme und Wiederzunahme des Lichtes erfährt, die aber zusammen etwa 9 Stunden umfassen. In bequeme Abendstunden fallen diese Algols-Minima z. B. am 9., 12., 15. September, 2., 5., 8. Oktober 1917. Obgleich die veränderlichen Sterne zur Not auch mit freiem Auge beobachtet werden können, ist bei ihnen gerade die Lichtverstärkung durch das kleine Handfernrohr sehr erwünscht. Sollen diese Beobachtungen wissenschaftlichen Wert haben, so ist zuverlässige Angabe der Minute erwünscht. Man hüte sich auch vor der Störung durch fremde Lichtquellen. Es wird sich überall leicht Gelegenheit finden lassen, im Dunkeln zu beobachten und bei schwachem Lichte anzuschreiben.

Einen sehr umfangreichen Lichtwechsel macht das Gestirn im Walfisch durch, das auf der Karte mit Mira (der Wunderstern) bezeichnet ist. Im hellsten Maximum etwa den bekannten Bärensternen gleichkommend, ist er im Minimum nicht nur für das freie Auge, sondern auch für kleine Fernrohre unsichtbar. Der Walfisch ist etwa von Anfang September an in späteren Abendstunden bei guter Aussicht nach Südosten zu beobachten.

Wer im Erfassen feiner Lichtunterschiede geübt ist oder sich darin üben will, wird in mondlosen klaren Nächten an der sorgfältigen Betrachtung der Milchstraße große Freude haben. Der erste, der dieses leuchtende Band genauer beschrieben hat, ist der berühmte Grieche Ptolemäus im zweiten Jahrhundert nach Christus gewesen; es dauerte 17 Jahrhunderte, bis diese Arbeit von einem deutschen Gelehrten Heis in Aachen und Münster i. W. wiederholt wurde. Die südlichsten Himmelsgebiete hat er übrigens teils durch einen seiner Schüler bei Aden aufnehmen

lassen, teils auf der Rigi beobachtet. Eine sorgfältige Neuzeichnung, welche die von Heis und seinen Nachfolgern erstellten Karten ergänzen könnte, ist sehr erwünscht. Man bedarf dazu eines Sternatlas ohne Milchstraße und Gradnetz, der auch wohlfeil genug ist, um in mehreren Exemplaren zum Eintragen verbraucht zu werden. Als solcher ist der von dem Schulrat Prof. Dr. Rohrbach in Gotha in zwölf Karten herausgegebene V. A. P.-Atlas zu empfehlen, der (für etwa 1.50 Mk.) vom Verfasser bezogen werden kann. Die Milchstraßenaufnahmen sind von einem scharfen Auge ohne Fernrohr zu machen.

Während wir den Himmel durchmustern, werden wir ab und zu ein Meteor oder eine Sternschnuppe erblicken und damit erleben, daß einer der kleinsten Weltkörper mit einer Geschwindigkeit, die gewöhnlich zwischen 12 und 72 km in der Sekunde liegt, in die Lufthülle der Erde eindringt, durch deren Widerstand er zum Aufglühen und Zersplittern gebracht wird. Die scheinbare Flugbahn läßt sich leicht in die Sternkarte eintragen, worauf die Zahlen für die Lage des Anfangs- und Endpunktes nach dem Gradnetze der Karte festzustellen sind. Wird dann auch noch die Zeit möglichst genau angegeben, ferner die Helligkeit nach Sterngrößen, sowie die etwaige Farbe und was sich bezüglich der Schweifbildung hat beobachten lassen, dann kann eine solche Mitteilung sehr wertvoll werden. Vergleicht man nämlich jetzt die an verschiedenen Orten gemachten Zeichnungen, so zeigt sich, daß schon wenige Stunden Weges auf der Erdoberfläche genügen, um die wahre Meteorbahn auf ganz andere Sterne zu projizieren. Die Vergleichung ermöglicht die Bestimmung der manchmal weit über 100 km betragenden Höhe, in der sich das Ereignis abgespielt hat. Wer zahlreichere Sternschnuppen beobachtet, wird die Bahnen am besten in die Rohrbachschen Karten eintragen, jede Bahn mit einer Pfeilspitze und daneben mit einer Nummer versehen. Ein besonderes Blatt oder Heft gibt dann zu jeder Nummer Ort und Zeit der Beobachtung, sowie die vorhin angedeuteten Mitteilungen über Größe, Farbe und Schweifbildung. Zentralstelle für solche Mitteilungen ist die Königliche Sternwarte zu Münster i. W., die auf Wunsch auch Meldekarten für besonders helle Meteore versendet.

Wer schon etwas vertrauter mit dem Himmel ist, wird im Januar und Februar an mondlosen Abenden nach dem Erlöschen der Dämmerung das Tierkreislicht oder Zodiakallicht am Westhimmel entdecken und es in die Rohrbachschen Karten einzeichnen können.

Die an vielen Aussichtspunkten des Schweizerlandes aufgestellten großen Betrachtungsrohre können zur Beobachtung der Oberflächen der hellen Planeten Jupiter und Saturn bei einiger Geduld und Sorgfalt umgestellt werden. Diese Planeten kommen im gegenwärtigen Frühjahr noch in den späten Abendstunden herauf, nachher jedoch immer früher. Auch kann man mit ihnen gelegentlich die in der Sternkarte verzeichneten Doppelsterne, Sternhaufen und Nebelflecke aufsuchen.

Da wir endlich gerade jetzt in einer Zeit hochgesteigter Tätigkeit der Sonnenoberfläche leben, so verwende man diese Aussichtsrohre auch zur Betrachtung des Tagesgestirns. Schwarze Blendgläser werden nicht leicht zu beschaffen sein; doch ist es jedem mit optischer Hantierung einigermaßen Vertrauten möglich, das Fernrohr gerade soweit herauszuschrauben, daß das Sonnenbild auf einen irgendwie provisierten, möglichst glatten und weißen Schirm projiziert werden kann. Es kann dann einer größeren Gesellschaft gezeigt werden, und wenn man etwa eine Woche lang zur selben Tageszeit beobachtet, kann an der scheinbaren Wanderung der Flecken die Achsendrehung der Sonne leicht festgestellt werden. Beobachtet man am Morgen und Abend des selben Tages, so zeigt sich eine scheinbare Verdrehung als Folge davon, daß mit der Erdkugel auch die Schwerkraftslinie des Beobachters gedreht worden ist.

Die erste Masurenschlacht.*)

(Goldap — Angerburg — Gerdauen.) 8. bis 11. September 1914.

Warum Rennenkampf, der Oberbefehlshaber der Njemenarmee, sich während der Schlacht von Tannenberg untätig verhielt und dem Untergang der Narewarmee teilnahmslos zusah, ist bis jetzt noch unaufgeklärt. Daß er überhaupt nichts von der Schlacht vernommen oder gar aus Eifersucht gegen Ssamsonow, den Oberbefehlshaber

reiterei, Landsturm, Königsberger Besatzungstruppen noch immer die Hauptmasse der deutschen 8. Armee vor sich zu haben. Daß uns die Armee Rennenkampf höchst unbequem hätte werden können, wenn sie während der Schlacht bei Tannenberg etwa nördlich Allenstein in unserm Rücken erschienen wäre, ist klar. Darin



Kaiser Wilhelm auf dem ostgalizischen Kriegsschauplatz.

der Narewarmee, sich ferngehalten haben soll, ist nicht anzunehmen, um so weniger als Großfürst Nikolai Nikolajewitsch als höchste Stelle aller gegen Ostpreußen angesetzten russischen Kräfte bei der Armee Rennenkampf anwesend war. Es sei erwähnt, daß nach dem russischen Umsturz (März 1917) von einem kriegsgerichtlichen Vorgehen gegen den Großfürsten die Rede war, weil er sich in den Tagen von Tannenberg völlig tatenlos verhielt. Im Getümmel der Wirren wurde die Angelegenheit wieder begraben.

Tatsache ist, daß am 26. August 1914, als unser XVII. Korps und I. Reservekorps den rechten Flügel der Narewarmee bei Groß-Bössau schlugen, Rennenkamps Armee bei Lengheim nur 27 km vom Kampfplatz entfernt war, also sehr wohl hätte eingreifen können. Am 29. stand die Armee mit den Hauptkräften zwischen Labiau—Tapiau—Angerburg, Vortruppen bei Kreuzburg, Preußisch-Eylau, Bartenstein, Rastenburg, vor Lötzen. Ihre Reiterei streifte bis Königsberg, ja bis gegen Braunsberg—Heilsberg. Vermutlich ist es die russische Unbeholfenheit gewesen, daß Rennenkampf der Meinung war, statt deutscher Heeres-

aber lag ja gerade die Großzügigkeit und die überragende Gewalt der Entschlußkraft Hindenburgs, daß er trotz dieser Gefahr mit voller Wucht auf die Narewarmee losging und sie vernichtete, indem er Rennenkampf richtig einschätzte und des Eingreifens für unfähig hielt. Hier äußert sich ja gerade die Sicherheit, das Selbstbewußtsein des wahren Feldherrn.

Hindenburg durchschaute, nachdem am 30. August die Narewarmee in den Sümpfen bei Neidenburg—Ortelsburg geendet hatte, mit klarem Blick die neue Lage. Jetzt galt es, auch die Njemenarmee anzugreifen und ihr das gleiche Schicksal wie der Narewarmee zu bereiten. Durch vorzügliche Aufklärung war erkannt worden, daß unter dem Eindruck der Tannenger Unglücksbotschaft die Narewarmee zurückgegangen und sich in einer über 100 km langen Linie von Tapiau über Gerdauen—Nordenburg—Angerburg hinter den starken Flußabschnitten der Alle und des Omet zur Verteidigung eingerichtet hatte. Die Front war nach Westen und Südwesten gekehrt. Aus der Richtung von Lyck war mit dem Vormarsch der russischen Grodnogruppe zurechnen.

*) Kartenskizze siehe „Die Schlacht bei Tannenberg“, Heft 50. Aus Heft 37 der D. K. W.

Hindenburg ließ die siegreichen Truppen zunächst einige Tage ruhen, um so mehr als die Neuordnung der Dinge und das schwierige Herumwerfen der Front Zeit erforderten. Auf Hindenburgs Antrag hatte die 8. Armee bedeutende Verstärkung erhalten, die aus dem Westen herangeführt wurden: Garde-Reservekorps, XI. Korps, 12. Kavalleriedivision, dazu mehrere Landwehrverbände. Hierdurch kam die Armee trotz der Verluste in der Tannenberger Schlacht auf etwa 215 000 Mann, von denen 170 000 gegen die Njemenarmee eingesetzt werden konnten. Der Rest wurde zur Beobachtung der west- und ostpreußischen Südgrenze, sowie zum Schutz gegen die Grodnogruppe gebraucht. Rennenkampf verfügte über 260 000 Mann, nicht gerechnet die Grodnogruppe, die noch auf zwei bis drei Divisionen zu schätzen war.

Hindenburg entschloß sich, den feindlichen linken (südöstlichen) Flügel zu umfassen, um die Njemenarmee von Südosten her aufzurollen, ihr den Abmarsch über Insterburg—Gumbinnen zu verlegen und sie nach Norden hin in das Wald- und Sumpfgelände zwischen Insterburg und Tilsit abzudrängen. Hierzu wurde angeordnet, daß die Hauptreserve Königsberg den Raum zwischen dem Kurischen Haff und dem Pregel deckte, das Garde-Reservekorps auf Allenburg, das I. Reservekorps auf Gerdauen angriff. Zur Umfassung setzten sich in Bewegung: XI. Korps auf Nordenburg, XX. auf Angerburg, XVII. über Lötzen, I. mit 12. Kavalleriedivision über Widminnen auf Goldap. Wir sehen hier eine gewaltige, halbkreisförmige Schlachtlinie, deren allgemeine Richtungslinie auf Insterburg wies. Hinter dem äußersten Südostflügel folgte eine aus Reservetruppen bestehende Gruppe Morgen, die in Richtung auf Lyck die sehr wichtige Deckung gegen etwaige Unternehmungen der russischen Grodnogruppe zu übernehmen hatte.

Man kann Hindenburgs Entwurf einen überaus kühnen nennen. Er zog seine Kräfte gegen einen zahlenmäßig überlegenen Feind auf einen Bogen von 130 km (Widminnen—Wehlau) auseinander. Trotzdem war der Erfolg als sicher zu betrachten, denn die Russen wurden an der entscheidenden Stelle zwischen Angerburg—Goldap mit Überlegenheit angefaßt, während sie gegen den schwächeren linken deutschen Flügel von ihrer eigenen Übermacht des Geländes halber keinen Gebrauch machen konnten — eine klare Abwägung der Lage, die den Sieg verbürgte.

So vollzogen sich Aufmarsch und Durchführung genau im Sinne Hindenburgs, getragen von einer bewundernswürdigen Marschleistung der deutschen Truppen, deren Ausdauer namentlich beim I. und XVII. Korps auf dem Umfassungsflügel die höchsten Schwierigkeiten überwand.

Rennenkampf stand vor der Frage, ob er sich bis zum Äußersten in seinen befestigten Stellungen

schlagen oder den Rückzug antreten sollte, bevor die Umfassung des Südostflügels zur Wirkung kam und es vielleicht zu spät war, um dem gleichen Schicksal zu entgehen, das die Narew-Armee betroffen hatte. Er versuchte allerdings noch, alle verfügbaren Kräfte von dem weniger gefährdeten rechten Flügel und aus der Mitte nach dem bedrohten linken Flügel zu verschieben, um den Deutschen das Vorgehen im Waldgelände zwischen Angerburg und Goldap zu verlegen. Allein die Neugliederung kam nicht mehr zur Durchführung, denn die Schnelligkeit und Angriffskraft der deutschen Umfassungstruppen gestatteten keinen geordneten Widerstand mehr. In den Tagen vom 6. bis 10. September warfen das XX. Korps bei Angerburg, das XVII. bei Possessern—Kruglanken, das I. bei Widminnen die Russen von Stellung zu Stellung. Der ganze linke russische Flügel wurde über die Linie Goldap—Darkehmen hinausgedrückt. Die Grodnogruppe schritt am 7. bei Biälla—Drygallen (zwischen Lyck—Johannesburg) zum Gegenstoß. Die Gruppe Morgen warf sich entschlossen auf den weit überlegenen Feind, trieb ihn auf Lyck zurück und setzte die Verfolgung in russisches Gebiet hinein bis Suwalki fort.

Unter dem Eindruck der Niederlage des Südostflügels gab Rennenkampf den Kampf auf und nahm bereits in der Nacht zum 10. September den rechten Flügel und die Mitte von der Alle und vom Ohmet gegen Insterburg zurück. So gab er den Ostflügel, der beträchtliche Verluste erlitten hatte, preis, um Mitte und Nordflügel zu retten. Wenn sich Rennenkampf aus diesen Gründen eines geschickten, ja meisterhaften Rückzuges gerühmt und behauptet hat, daß er Hindenburgs Einkreisungspläne zunichte machen konnte, so steht dieser Meinung die Tatsache entgegen, in welchem Zustand die Njemen-Armee ihrem Geschick entgangen ist. Freilich, das Gesamtheer konnte noch gerade eben der Vernichtung entzogen werden. Aber die Verluste betragen 30 000 Tote und Verwundete, 30 000 Gefangene, 150 Geschütze. Der Zustand des Heeres machte in absehbarer Zeit eine größere Angriffshandlung unmöglich.

Das Hauptergebnis lag darin, daß ganz Ostpreußen vom Feinde frei war, der seinen Rückzug durch den Feuerschein der brennenden ostpreußischen Dörfer beleuchtete. Als weiterer Gesichtspunkt kommt in Betracht, daß es höchste Zeit wurde, die verfügbaren Kräfte der 8. Armee nach Südwestpolen zu werfen. Unsere österreichisch-ungarischen Kameraden hatten einen schweren Stand in Galizien gegen die russische Übermacht. Daher mußte Hindenburg nach Südwestpolen eilen, um den großen Entlastungsstoß zu beginnen, der ihn mit seinen tapferen Truppen bis vor Iwangozod—Warschau führen sollte. Hierzu waren die Sieges- und Kampftage an den Masurischen Seen die Vorbedingung gewesen

Der Untergang S. M. S. Mainz.

(28. August 1914.)

Von einem Überlebenden.

Kaltes, trübes, regnerisches Wetter. Der Himmel, durch bleiernschwere Wolkenschichten verdeckt. Im gleichbleibenden Schritt, mit dem Blick nach der Westseite der Nordsee, verrichteten die Wachen an Oberdeck, auf der Brücke und den ihnen bestimmten Stationen ihren Dienst. Noch lag ein Teil der Mannschaft, die während der Nacht sechs bis acht Stunden Wache gehabt hatten, in ihren Hängematten an Deck und freute sich der wohlverdienten Ruhe.

Etwa gegen 10 Uhr vormittags kam ein Flieger bei dem Kreuzer, der bei Borkum vor Anker lag, längsseit und brachte die Meldung, daß er feindliche Streitkräfte in der Nähe von Helgoland gesehen habe. Sofort wurde der Anker gelichtet und Kurs auf Helgoland genommen. Mit äußerster Schnelligkeit — 25 Seemeilen die Stunde — schoß das Schiff durch die leis erregte See. „Alle Mann an Deck, klar zum Manöver“, so ertönte der Ruf des wachhabenden Bootsmannsmaat-Unteroffiziers durch die Decks. Nur Sekunden währte es und jeder stand auf seinem Posten. Ruhig und ernsten Gesichtes harrten sie der Dinge, die kommen sollten, kommen mußten. Wohl alle waren überzeugt, daß es zu einer Schlacht kam, wenn sie auch noch nicht das Gerücht, das mit Blitzesschnelle durchs Schiff geeilt war, ganz verstanden hatten. Gar mancher von der Besatzung ließ wohl noch einmal seine Blicke zurückschweifen zu den Lieben daheim, zur trauten lieben Heimat.

Auf der Brücke stand der Kommandant mit einigen Offizieren in angeregtem Gespräch. In jeder Nock (äußersten Ecke der Brücke) Signalmatte und Signalgäste, die ununterbrochen mit ihren Ferngläsern auf die trübe See lugten. Kaum eine Stunde verrann, da tauchten an Steuerbordseite aus der Nebelbank kleine, schwarze Ungeheuer hervor und: „Feindliche Zerstörer 3 Strich Steuerbord“ ertönte die Meldung eines Signalgasten. Der Kommandant begab sich sogleich in den Kommandoturm, von wo aus er das Gefecht leitete. Immer näher kamen die schwarzen Teufel heran, bis man ganz deutlich 16 unterscheiden konnte. Kaum war das Feuer eröffnet worden, da erklang auch schon von drüben die Antwort der kleinkalibrigen Geschütze. Kurz vor uns sausten die Geschosse ins Wasser; dann wieder zischten sie über das Schiff hinweg. Von der Brücke aus konnte man die Aufschläge unsrer Geschosse beobachten, die hier und da hart einschlugen und den feindlichen Zerstörern manches Loch beibrachten. Plötzlich ein Getöse und Krachen, als ob das Schiff bersten wolle. Eine schwere englische Granate, anscheinend 38 cm Kaliber, war auf dem Achterdeck eingeschlagen und hatte die Ruderleitung zerstört,

so daß unser Kreuzer nur noch nach Backbord gedreht werden konnte. Jetzt erschienen an Backbord voraus 2 Panzerkreuzer. Da man anfangs glaubte, daß es deutsche seien, ließ der Kommandant direkt darauf zusteuern. Bald erkannten wir unsern Irrtum. Mit unheimlichem Gebrüll, Tosen und Donnern sausten die Geschosse auf uns ein. Wieder drehten wir links ab. Als wir nun noch an der einzigen freien Seite von vier kleinen Kreuzern beschossen wurden, saßen wir vollständig in einem Hexenkessel, aus dem herauszukommen unmöglich war. Trotzdem waren unsere Geschütze nicht müßig. Es gelang, zwei Zerstörer in die Unterwelt zu befördern und den kleinen Kreuzer Arethusa mit einer vollen Breitseite manövrierunfähig zu machen, so daß er späterhin eingeschleppt werden mußte.

Ergreifend, packend ist eine Seeschlacht. Ein Volltreffer ließ die Funkentelegraphenbude in die Luft fliegen, die kläglichen Überreste an Deck verstreud. Dann sauste ein schweres Geschöß durch die Kombüse (Küche) und zerstörte die Kessel. Da fielen die Schornsteine, dort stürzte der Großmast von oben, hier fielen Leinen und Stengen über Bord, alles in unentwirrbarem, kaum zu beschreibendem Chaos. Ein Sausen, Schwirren, Pfeifen in der Luft, das Krachen der einschlagenden Geschosse. Dann eine Erschütterung durchs ganze Schiff, als wollte es untergehen. Ein Torpedo hatte den vierten Heizraum getroffen und hob das ganze Schiff um mindestens einen halben Meter aus dem Wasser heraus.

Ich stürzte an Deck, wie ein Betränkener. Der erste Offizier kam aus dem Kommandoturm gelaufen und rief: „Alle Mann über Bord, Schiff ist verloren“. Wer noch gehen konnte, eilte zur Laufbrücke, um sich eine Schwimmweste zu holen, und sprang dann über Bord. Neben vielen meiner Kameraden lag ich verwundet und bemüht, mir einen Schwimmgurt umzulegen. Kalter Schweiß lag auf meiner Stirn. Grauen erfaßte mich, als ich alle diese leblosen Körper, die noch vor kurzer Zeit sich ihrer Kraft und ihres Lebens erfreuten, in zerfleischten Zustände sah. Hier noch ein letztes Aufflackern des Lebens, dort ein Wesen, kaum als Mensch zu erkennen, mit betenden Händen und bittender Gebärde, seine Augen zum düsteren Himmel gewandt. „Süß ist das Leben, gar bitter der Tod, und Feuers zu sterben ist schrecklichste Not“, so tauchte es in Flammenschrift vor meinen Augen auf. Mühselig schleppte ich mich nach dem Turm und kauerte mich daneben. Von unseren Geschützen hörte ich nur noch wenige schießen. Die Geschützbedienungen schienen hinweggefegt worden zu sein. Ich stützte mich auf, sah noch einige Kameraden unter der Brücke ganz in meiner

Nähe stehen und plötzlich wieder dieses unheimliche Krachen. Meine Besinnung schwand, ich dachte, es ginge zu Ende. Als ich nach einigen Minuten wieder erwachte, war alles totenstill an Bord. Von den sechs oder acht Mann, die bei mir gestanden hatten, lebte keiner mehr. Nur ein Signalmaat, dem die Beine zerschossen waren, und dessen Kopf blutete, lag neben mir in leiser Bewegung. Das Blut drang mir aus Mund, Nase und Ohren. Ich betastete mich und versuchte dann mich aufzurichten. Es war unmöglich. Währenddessen umkreisten uns die Schiffe der Engländer — 23 an Zahl. Sie wagten aber nicht, ganz in unsere Nähe zu kommen, weil sie gewiß glaubten, daß wir uns in die Luft sprengen würden. Doch hatte man inzwischen etwas anderes vorgenommen. Die Flutventile waren geöffnet worden, damit das Schiff versinke und nicht in die Hände des Feindes falle. Als die Engländer das langsame Sinken des Schiffes gewahrten, kamen sie etwas näher. Eins von ihnen machte sogar längseits fest und nahm die

Verwundeten hinüber, die selbst herübersprangen oder getragen wurden. Da die Treppe, die nach dem Mitteldeck führte, abgeschossen war, konnte man mich nicht hinunterschaffen. Während man mich daher in unmittelbarer Nähe der Reeling hinlegte, konnte ich die Verheerungen beobachten, welche die feindlichen Kugeln und Granaten angerichtet hatten. Immer mehr und mehr neigte sich die Mainz auf die Seite, bis sie plötzlich über Backbord Bug unterging, die Toten und Schwerverwundeten mit sich hinabziehend. Mir war das Schicksal günstig, denn als die Wogen über mir zusammenschlugen wollten, packte ich einen Rettungsring und zwang ihn unter meine Schulter. Kraftlos trieb ich umher, bis ich von einem kleinen Kutter, von denen die Engländer zur Aufnahme der Schwimmenden einige ausgesetzt hatten, aufgenommen wurde. Nichts war mehr von dem Schiffe, das mir fast zur zweiten Heimat geworden war, zu sehen, und nur Trümmer und Schiffsreste zeugten noch von dem stattgefundenen Kampfe. Matthies, Obersignalgast.

Kamerun.

Géfr. d. Schutztr. C. Fischer, Disentis.

Kamerun ist ein echtes Tropenland und seiner Weltlage nach ein völlig äquatoriales Gebiet. Seine Südgrenze, die etwa unter dem zweiten Grade nördlicher Breite verläuft, liegt dem Äquator sogar noch um ein Beträchtliches näher als die Südküste von Togo. Seine Nordgrenze, gebildet durch die südwestliche Uferstrecke des Tschadsees, reicht noch ein wenig über 12° nördlicher Breite hinaus.

Kamerun erstreckt sich vom innern Winkel des Golfes von Guinea bis zum Tschadsee hinauf und hat durch den sogenannten Marokko-Kongo-Vertrag zwischen Deutschland und Frankreich im Jahre 1911 eine bedeutende Größenzunahme erfahren.

Im Jahre 1884 wären uns die Engländer mit der Besetzung des Kamerunbeckens, der Eingangspforte zu unserer Kolonie, beinahe zuvor gekommen. Als der deutsche Generalkonsul für Westafrika, Dr. Nachtigall, zum Abschluß der Schutzverträge mit den Häuptlingen in Duala eingetroffen war, kam acht Tage später ein englischer Kollege auf einem Kriegsschiffe an, um die Besitzergreifung der Kamerunküste für England vorzunehmen. Aber er fand die deutsche Flagge in Duala schon gehißt und mußte sich mit einem vergeblichen Protest verabschieden. Wäre es den Engländern gelungen, etwas früher zur Stelle zu sein, so wäre Kamerun keine deutsche Kolonie geworden, denn ohne Besitz des Hafens von Duala ist das Hinterland so gut wie unzugänglich. Wenn man von Norden her an der westafrikanischen Küste herunterfährt, so öffnet sich das Kamerunbecken als die erste bequeme Eingangspforte zum Innern des Erdteils nach dem Grünen Vorgebirge und der Nigermündung. Die

Einfahrt zwischen den beiden flachen Landspitzen Suellaba zur Rechten und Kap Kamerun zur Linken ist etwa acht Kilometer breit. Dahinter dehnt sich ein ziemlich flaches, haffähnliches Gewässer mit brackigem Wasser, etwa von der Größe des Stettiner Haffs aus. Der Name Kamerunbecken stammt von den großen Massen von Krabben her, die zu gewissen Zeiten hier auftreten und portugiesisch Cameroens heißen.

Zu Nachbarn hat Deutschland in diesem ausgedehnten Besitz im Westen Großbritannien, dessen große Nigerbesitzungen unmittelbar an unser Schutzgebiet stoßen, im Osten Frankreich mit seinen ausgedehnten innersudanischen Besitzungen im Norden und mit seinem Anteil am Stromgebiet des Kongo im Süden. Spanien mit seiner kleinen Guineabesitzung im Südwesten bildet die Grenzlandschaft unseres Schutzgebietes. Auch mit der ihm gehörigen großen und schönen Insel Fernando Po, die nur 35 km von den Abhängen des Kamerunberges wie ein gewaltiger Gegenpfeiler der zwischen beiden hindurchführenden Meeresstraße aus den Fluten des Ozeans emporsteigt, kann es sich als Nachbar des Deutschen Reiches an dieser Stelle bezeichnen.

Kamerun ist etwa 790 000 qkm groß und hat 3 1/2 Millionen Einwohner, davon ungefähr 2000 Weiße und davon ungefähr 1750 Deutsche.

Die Hauptstadt Duala liegt auf dem erhöhten südlichen Ufer des Wuri-Flusses, der sich in das Haff ergießt. Duala ist nach dem dort ansässigen Stamm der Dualas benannt. Die Hauptstadt hat ca. 25 000 Einwohner mit ihren umliegenden Dörfern und 600 Weiße. Als Folge der begonnenen Ent-

eignung der Eingeborenen im Jahre 1913 hat sich Duala zu einer schönen Europäerstadt entwickelt mit vielen schönen Gebäuden, freien Plätzen und Anlagen. Auf einem mit Palmen und Tropengewächsen angelegten Platze ist ein Musikpavillon errichtet, in dem jede Woche einmal die Schutztruppenkapelle konzertiert. Die Kapelle besteht aus gut ausgebildeten schwarzen Musiksoldaten mit einem weißen Kapellmeister. Das Klima in

zeitige, ungewöhnlich hohe Feuchtigkeitsgehalt der Luft. Was wir als drückende Schwüle empfinden, ja was man schon bei uns in Europa als Treibhausatmosphäre bezeichnet, das muß man sich hier verzehnfacht und das ganze Jahr hindurch wirksam denken, um sich einen Begriff von Kameruns Küstenklima zu machen. Die Hauptregenzeit erstreckt sich von Mai bis Oktober; die Übergangszeit von der Trocken- zur Regenzeit



Regierungshospital in Duala.

Kamerun ist, wie bereits erwähnt, echt tropisch. In den Küstengegenden ist das Klima am ungesundesten, in dem Hochland dagegen herrscht ein bedeutend besseres Klima. Das Küstengebiet ist nicht nur am heißesten, sondern auch am regenreichsten. Namentlich am Abhange des großen Kamerunberges, eines 4070 m hohen erloschenen Vulkans, unmittelbar an der Küste, fallen ganz unerhörte Regenmengen. So beträgt z. B. die jährliche Regenhöhe in Bibundi und Debundscha am Westfuße des Berges etwa 10 m. Das ist eine Menge, die auf der ganzen Erde nur noch ein einziges Mal, am Südabhange des Himalaja in Vorderindien, erreicht wird.

Die mittlere Jahrestemperatur an der Küste beträgt 25° . Der Monat Februar ist mit einer Durchschnittstemperatur von 27° der heißeste Monat und der Monat Juli mit 24° der „Kälteste“. Um Mittag und in der Sonne ist die Temperatur natürlich noch viel höher. Das Schlimmste in den Tropengebieten ist das Fehlen der nächtlichen Abkühlung. Um Mitternacht und in den Stunden vor Sonnenaufgang bleibt die Temperatur meist über 20° . Was das Klima der Küstenzone so lästig und für das Nervensystem des Weißen auf die Dauer so nachteilig erscheinen läßt, sind jedoch weniger die hohen Temperaturen, als vielmehr der gleich-

zeitige, äußerst heftigen Tornados und furchtbaren Gewitterschlägen begleitet.

Die gefürchteten Tropenkrankheiten, wie Malaria und Schwarzwasserfieber kommen in vollem Maße nur in der Küstenzone zur Geltung. Durch die Gegenwirkung von Chinin ist die Fieber-, besonders die Schwarzwassergefahr bedeutend verringert. Die Sterblichkeit ist in den letzten Jahren sehr stark zurückgegangen. In Buea, dem 950 m hohen, am Fuße des Kamerunberges herrlich gelegenen Regierungssitz des Gouverneurs, kommt das Fieber nur noch selten vor; von 1200 m an scheinen die Höhen malariefrei zu sein.

Die Verkehrsverhältnisse in Kamerun sind sehr schlecht. Da das Land vom Innern zur Küste stufenförmig abfällt, so sind die Flüsse in ihrem Lauf durch Wasserfälle unterbrochen. Der „Mungo“ und der „Wuri“, die beide in das Kamerunbecken münden, und ebenso der Hauptfluß Kameruns, der „Sanaga“, sind nur 70 km weit bis zu ihren Stromschnellen mit Flußdampfern befahrbar. Darüber hinaus wird der Verkehr mit Trägerkarawanen bewältigt. Dieses Hilfsmittel ist sehr langsam und kostspielig, da ein Träger eine Last von 30 kg ungefähr 20 km weit am Tage befördern kann. Bis nach Zentralkamerun sind es aber 30 und bis in das Gebiet am

Tschadsee über 60 Tagesmärsche. Nur wenige Produkte, wie Gummi und Elfenbein, können diese Verteuerung des Transportes ertragen.

Erst im Jahre 1907 wurde mit dem Bau von Eisenbahnen begonnen und zwar mit der sogenannten Kamerun-Nordbahn, die von Duala-Bona-



Kaiserliches Bezirksamtgebäude mit Park in Duala.

beri ausgehend, dem Zentrum der Kolonie zustrebt. Bis zur Endstation Nkongsamba sind es 160 km. Der Eisenbahnbau mußte zunächst die mit ungeheurem tropischen Urwald bestandene Küstenregion überwinden. In Nkongsamba haben wir keinen Urwald mehr; an seiner Stelle bedeckt Graswuchs von riesenhafter Entwicklung Berg und Tal. Auch die Negerbevölkerung ist im Hochlande eine ganz andere als im Urwaldgebiet;

sie ist zahlreicher, kräftiger und in bedeutende Häuptlingsschaften oder Sultanate organisiert, während die Urwaldstämme hordenweise oder in kleineren, machtlosen Stämmen zusammenleben.

Unter den Waldvölkern Südkameruns gibt es heute noch Menschenfresser, die Njems und die Makkas. Um die Unterwerfung dieser Kannibalen hat sich besonders der leider zu früh verstorbene, in ganz Kamerun berühmte Major Dominik verdient gemacht. Vor einigen Jahren noch ist ein Kaufmann einer großen Handelsfirma, der dort eine Reise machte, aufgeessen worden. Ein anderer Kaufmann wurde von den Wilden gefangen genommen und gut gefüttert, um einen saftigen Braten abzugeben, wurde aber dann in letzter Stunde durch einen befreundeten Häuptling ausgetauscht und so gerettet.

Eine zweite Bahn, die sogenannte Kamerun-Mittellandbahn, führt von Duala durch den Urwald nach Edea und weiter in der Nähe von Jaunde vorbei nach Eseka und ist im Bau begriffen bis zum Njong. Bis km 220 ist der Bahnbau vorgeschritten. Edea ist bekannt durch die wunderbaren Sanaga-Fälle. Die wilde Tierwelt ist nicht überall durch die gleichen Formen vertreten. Ziemlich arm an größeren Tieren ist die Region des Küstenwaldes, in der verschiedene kleinere Affen, Antilopen und Leoparden zu den erwähnenswerten Vertretern des Wildes gehören, neben denen der Elefant fast allein die großen Säuger der Savanne vertritt. Die Gewässer sind von Flußpferden bewohnt, während in der Waldzone noch Wildschweine, kleinere Katzen und das Stachelschwein hausen. Die Reptilien sind durch Schlangen in großer Zahl, unter denen sich auch die afrikanische Riesenschlange befindet, sowie durch Eidechsen stark vertreten, während die Gewässer eine Unmenge Krokodile beherbergen. In den Wipfeln der Bäume treiben sich Affen, die häufigen grauen Papageien und andere Vögel umher. Vor allem erwähnenswert unter dem wilden Getier ist noch der Menschenaffe Afrikas, der Gorilla!

Das Konkurrenzverbot und die Konkurrenzklausel im Dienstvertrage des Kaufmannes.

(Vergleichende Darstellung nach schweizerischem und deutschem Recht.)

Intern. Jäger Peinert, z. Zt. Bern.

(Schluß.)

Das deutsche Handelsgesetzbuch vom 10. Mai 1897 enthielt bis vor kurzer Zeit ganz ähnliche Bestimmungen wie das schweizerische Obligationenrecht, erst in neuester Zeit sind die Vorschriften, die für den Abschluß einer Konkurrenzklausel gelten, durch Gesetz vom 10. Juni 1914 nach vollständig neuen, dem Schweizer Recht unbekanntem Gesichtspunkten geregelt. Da das in Frage stehende Thema im Gesetz mit großer Klarheit und — ich möchte fast sagen — seltener

Ausführlichkeit in materieller wie formeller Beziehung geregelt worden ist, kann ich mich auf eine kurze Erläuterung der maßgebenden Gesetzesparagrafen beschränken.

Bei Betrachtung dieser neuen Bestimmungen hat man sofort das Empfinden, daß die Angestellten es gewesen sein müssen, die durch Petitionen und Anträge ihrer gewaltigen, über ganz Deutschland verbreiteten Verbände diese Änderungen herbeigeführt haben; denn sie gipfeln

durchweg in den Bestrebungen, die Möglichkeit zum Abschluß der Klausel, die ja für den Angestellten stets eine Beschränkung seiner Persönlichkeit bedeutet, an ganz bestimmte, vom Gesetz klar definierte Fälle zu knüpfen, den Abschluß der Klausel also zu erschweren und andererseits dem Handlungsgehilfen für den Fall des Eintritts der Bedingungen einer Konkurrenzklausel ein Äquivalent in der Form einer Entschädigung zukommen zu lassen.

Auch nach dem neuen Deutschen Recht ist Schriftform der Konkurrenzklausel (oder des Wettbewerbsverbotes, wie der Text des Gesetzes sagt) Bedingung für ihre Rechtmäßigkeit und Gültigkeit — vergleiche § 74 H.-G.-B. Das deutsche Recht geht aber in diesen Formvorschriften noch weiter und verlangt Aushändigung einer vom Prinzipal unterzeichneten, die vereinbarenden Bestimmungen enthaltenden Urkunde an den Gehilfen. Die Schriftform ist wieder gewählt, um unbedachter Vereinbarung des Verbots vorzubeugen. In der Praxis werden auf Grund dieser neuen Vorschrift eben zwei Exemplare der Urkunde ausgestellt, das eine behält der Prinzipal, das andre erhält der Angestellte.

Dieser § 74 enthält aber noch eine wichtige einschneidende Änderung, in der der Hauptunterschied gegen das schweizerische Recht liegt; er sagt nämlich im Absatz 2, daß das Wettbewerbsverbot nur dann verbindlich ist, wenn sich der Prinzipal verpflichtet, für die Dauer des Verbots eine Entschädigung zu zahlen, die für jedes Jahr des Verbots mindestens die Hälfte der von dem Handlungsgehilfen zuletzt bezogenen vertragsmäßigen Leistungen erreicht. Die Zahlung der Entschädigung ist also nicht etwa gesetzliche Folge des Abschlusses der Klausel; die Verpflichtung zu ihrer Zahlung ist vielmehr nur gesetzlich vorgeschriebenes, formell zwingendes Erfordernis insofern, als dies im Verträge bei Vermeidung der Nichtigkeit der ganzen Klausel ausgedrückt sein muß. Diese Entschädigung nennt der Kaufmann Karenzentschädigung, weil sie für die Dauer einer „Wartezeit“ bis zur Erlangung einer neuen Stelle ausbezahlt ist.

Mancher kommt nun, und vielleicht mit Recht, auf den Gedanken, daß die Zahlung der Karenzentschädigung für den Angestellten eine feine Sache sei. Er verläßt den Dienst einfach und erhält für die Dauer der Wirksamkeit des Wettbewerbsverbots, weil er meinetwegen angeblich durch die Beschränkung, die ihm das Verbot auferlegt, keine Stelle bekommt, von seinem früheren Prinzipal die erwähnte Entschädigung. Dem beugt aber das Gesetz vor. Der Handlungsgehilfe muß sich nämlich auf die fällige Entschädigung anrechnen lassen, was er während des Zeitraumes, für den die Entschädigung bezahlt wird, durch anderweite Verwertung seiner Arbeitskraft erwirbt oder zu erwerben böswillig unterläßt, soweit die Entschädigung unter Hinzurechnung dieses Betrags den Betrag der zuletzt von ihm bezogenen

vertragsmäßigen Leistungen um mehr als ein Zehntel übersteigen würde. Vergleiche § 74 c H.-G.-B. Wann böswillige Unterlassung vorliegt, ist im Einzelfall zu entscheiden; Verbüßung einer Freiheitsstrafe wird nach dem Gesetz, da schuldhaft, dem böswilligen Unterlassen gleichgeachtet. Der Handlungsgehilfe muß dem Prinzipal auf Erfordern über die Höhe seines Erwerbes Auskunft erteilen, selbstverständlich nur dann, wenn die Karenzentschädigung verlangt wird oder Streitigkeiten über ihre Zahlung entstehen.

Analog dem Schweizer Gesetze ist das Wettbewerbsverbot insoweit unverbindlich, als es nicht zum Schutze eines berechtigten geschäftlichen Interesses des Prinzipals dient. § 74 a. H.-G.-B. Erhebliches Interesse, wie Art. 360 O.-R. verlangt, schreibt das deutsche Recht nicht vor; dagegen erfordert es, daß das Wettbewerbsverbot unter Berücksichtigung der gewährten Entschädigung nach Ort, Zeit oder Gegenstand eine unbillige Erschwerung des Fortkommens des Gehilfen nicht enthalten darf. Hierin liegt auch die gleiche Vorschrift des Obligationenrechts, daß das Konkurrenzverbot zeitlich und örtlich beschränkt sein muß. Darüber hinausgehend bestimmt das deutsche H.-G.-B. sogar, daß das Verbot nicht auf einen Zeitraum von mehr als zwei Jahren nach Beendigung des Dienstverhältnisses erstreckt werden kann. Das Gesetz hat sich hier über den Ortsgebrauch hinweggesetzt und in durchschnittlicher Anwendung der Praxis eine gesetzliche Norm geschaffen. (Das alte Gesetz ließ die Beschränkung auf drei Jahre zu.)

Wenn ich jetzt noch erwähne, daß nach deutschem Recht eine Konkurrenzklausel nicht möglich ist, wenn die dem Gehilfen zustehenden vertragsmäßigen Leistungen den Betrag von Mk. 1500.— nicht übersteigen und daß ein Wettbewerbsverbot ohne Festsetzung einer Karenzentschädigung eingegangen werden kann bei Angestellten, die mehr als 8000 Mark Jahreseinkommen beziehen oder welche ihre Tätigkeit außerhalb Europas ausüben, so habe ich alles wesentliche erörtert, was die deutschen Bestimmungen von den schweizerischen unterschiedlich erscheinen läßt.

Die Folgen des Konkurrenzverbots sind nach deutschem Recht ganz analog denen des schweizerischen.

Erfolgt die Auflösung einseitig, so kommt es darauf an, auf wessen Seite die Gründe liegen, welche die Auflösung veranlaßt haben. Sind sie beim Prinzipal zu suchen, so kann der Angestellte zwischen dem ihm zustehenden Anspruch auf Gewährung der Karenzentschädigung und der Befreiung von der vereinbarten Wettbewerbsbeschränkung wählen. Im ersteren Fall muß der Angestellte die Klausel einhalten, während im zweiten Falle sein Anspruch auf Karenzentschädigung erlischt. Wählt er den Weg des Rücktritts, so hat er dies dem Prinzipal innerhalb Monatsfrist schriftlich anzuzeigen. Ist die Auflösung des Dienstverhältnisses vom Angestellten ver-

schuldet, so ist er verpflichtet, die Vereinbarungen in der vertraglich vorgeschriebenen Weise zu erfüllen, ohne daß er irgend welche Ansprüche geltend machen, insbesondere die Karenzentschädigung verlangen kann.

Dies sind die gesetzlichen Bestimmungen, die Platz greifen, wenn die eine oder andere Partei ein Verschulden trifft; wenn also vertragswidriges Verhalten einer Partei vorliegt.

Wie ist es nun bei ordnungsmäßiger Kündigung? Während aus dem Wortlaut des Artikels 360 nach dem schweizerischen Obligationenrecht geschlossen werden kann, daß jede ordentliche Kündigung durch den Dienstherrn die Konkurrenzklausel beseitigt, sagt § 75 H.-G.-B.:

Wenn der Prinzipal das Dienstverhältnis kündigt (ohne daß ein erheblicher Anlaß in der Person des Gehilfen vorliegt oder ohne daß sich der Prinzipal bereit erklärt hat, während der Dauer der Beschränkung dem Gehilfen sein volles Gehalt weiter zu gewähren), so wird das Wettbewerbsverbot in gleicher Weise unwirksam, wenn der Gehilfe vor Ablauf eines Monats nach der Kündigung schriftlich erklärt, daß er sich an die Vereinbarung nicht gebunden erachte.

Das deutsche Gesetz legt es in die Hand des Angestellten, ob er in dem betreffenden Falle die Konkurrenzklausel einhalten oder sich durch schriftliche Erklärung von ihr lossagen will. Im letzteren Falle erlischt selbstverständlich sein Anspruch auf Zahlung der Karenzentschädigung. — Dies bei ordnungsmäßiger Kündigung seitens des Prinzipals.

Bei ordnungsmäßiger Kündigung seitens des Angestellten ohne Grund, der in vertragswidrigem Verhalten des Prinzipals zu suchen wäre, ist der Angestellte selbstverständlich zur Einhaltung der Klausel verpflichtet unter Anspruch auf eventuelle Gewährung der Entschädigung.

In jedem Falle ist aber eine Vereinbarung unter den Parteien zulässig, daß sie auf das Wettbewerbsverbot verzichten. Hier stellt meines Erachtens das Gesetz den Prinzipal schlechter als den Angestellten; es verpflichtet ihn nämlich gemäß § 75 a doch noch stets zur eventuellen Zahlung der Entschädigung für die Dauer eines Jahres. Der Grund dieser offenbaren Schlechterstellung des Prinzipals in seinen rechtlichen Verpflichtungen

in diesem rein willkürlichen Falle der Vertragsaufhebung ist mir unbekannt.

Wenn eine Konventionalstrafe versprochen ist, so gelten für die Erfüllung der Ansprüche aus der Klausel dieselben Vorschriften nach deutschem wie nach Schweizer Recht, d. h. der Prinzipal kann die Strafe statt der Erfüllung verlangen. Erklärt er dem Handlungsgehilfen, daß er die Strafe verlange, so ist der Anspruch auf Erfüllung ausgeschlossen. Hat der Prinzipal einen Schadensersatzanspruch wegen Nichterfüllung, so kann er die Strafe als Mindestbetrag des Schadens fordern; doch ist die Geltendmachung eines weiteren Schadens nicht ausgeschlossen. Vergleiche § 340 B. G.-G.

Ist eine verwirkte Strafe unverhältnismäßig hoch, so kann sie auf Antrag des Handlungsgehilfen durch Urteil unter Berücksichtigung jedes berechtigten Interesses auf den angemessenen Betrag herabgesetzt werden. (§ 343 B. G.-B. findet Anwendung.)

Aus schweizerischem wie aus deutschem Recht sieht man, daß die Gesetze beider Staaten die Konkurrenzklausel im Prinzip wohl gleich behandelt haben, daß aber das deutsche Recht durch seine letzte Reformation bedeutend strengere, obligatorische Vorschriften an den Abschluß dieses Vertrages knüpft. — Man kann darüber streiten, welches Recht das bessere ist! — Vom Standpunkt des Angestellten ist wohl im deutschen Recht auf diesem Gebiete der idealste Zustand erreicht worden; doch ist vielleicht dabei der Prinzipal in seiner Vertragsfreiheit ungebührlich stark zu seinem Nachteil beschränkt worden. Man sehe sich nur den § 75 d des betreffenden Gesetzes an, den ich zum Schluß noch anführen will; er sagt:

Auf jede Vereinbarung, durch die von den Vorschriften der §§ 74—75 c zum Nachteil des Handlungsgehilfen abgewichen wird, kann sich der Prinzipal nicht berufen.

Es möge jedem selbst überlassen bleiben, über die Tragweite dieser Bestimmung unter Beachtung der erwähnten Vorschriften nachzudenken; es sei aber hiézu bemerkt, daß man eine ähnliche Bestimmung, die zu Gunsten des Prinzipals spricht, in dem Gesetz vergeblich suchen wird.

Heim.

Pflanze ein Blümlein ein am Tag;

Darüber die Sonne lacht.

Hab es gehegt und bedreut am Tag.

Da starb's über Nacht.

Pflanze noch manches mal am Tag

Und hoffte wieder aufs neu.

Immer noch starb die Hoffnung bei Nacht.

Nun ist auch das Hoffen vorbei!

Treptow, Kriegsgef., Stobs, 20. 7. 1917.

AUS DEN GEFANGENENLAGERN



Zu neuem Leben.

Gedanken eines Kriegsgefangenen.

(Schluß.)

....., im Februar 1917.

Auch ihr in der Heimat könnt uns zur Arbeit, wie zur Erholung verhelfen. Regt uns an, gebt uns Winke, was wir für die Zukunft schaffen sollen. Schickt aktuelle Lektüre und bittet höheren

atmen, deutsche Ordnung wieder um sich zu fühlen, deutsche Disziplin, die sie vielleicht vor dem Kriege noch hatten. Andere sind faul und und träge, vielleicht sogar verlottert geworden, haben sich schlechte, oberflächliche Arbeit angewöhnt. Sie alle wollen behandelt sein. Ein siegreiches Vaterland wird sie verstehen, dessen bin ich sicher.



Beckenried, General Friedrich im Gespräch mit neu angekommenen Internierten, die in Marokko waren.

Orts, daß sie uns vom Gegner gestattet wird. Es erscheint uns beinahe als eure Pflicht, Pflicht auch des Staates zu sein. Auch für das geistige Wohl unsrer Leute in den Gefangenenlagern müßt ihr sorgen; denn ihr Zusammenleben ist und kann kein so einiges sein, wie das unsrige. Auch wir haben unsrer Leute von Zeit zu Zeit gedacht, haben Sammlungen an Geld und Gegenständen veranstaltet, damit sie sehen sollen, daß der deutsche Offizier auch in der Gefangenschaft des Mannes gedenkt, der ebenso wie er bereit war fürs Vaterland zu sterben. Auch hier möchte ich eine Aufgabe des Staates streifen. Wie wollen wir unsere Mannschaften bei der Rückkehr in die Heimat behandeln? Teils bedürfen sie körperlicher Erholung, teils seelischer Fürsorge. Sie werden auf-

So leben wir, so arbeiten wir. Nur eines noch. Eine Bedingung gibt es, wo die Geistesarbeit ruht, ruhen darf und muß: wenn die Möglichkeit sich bietet, die Freiheit wiederzugewinnen, dann weg mit der Feder und Papier, und Meißel und Kompaß zur Hand. Das ist ebenso Pflicht, wie die Arbeit: Wir stehen im Krieg, jeder Arm, der sich neu dem Vaterlande bietet, nützt, entscheidet, hilft mit zum Siege.

Gestern war Sonntag. Um 10 Uhr sollte Gottesdienst sein. Ich ging auf dem Lagerhof auf und ab und fragte meinen Begleiter, ob er mitkommen wolle. Er lehnt ab; er habe die Lust am Glauben verloren, man höre doch nur immer dasselbe Zeug und alles, was jetzt in der Welt vor sich gehe, schlage so jeder Religion ins Gesicht. — Wir trennten uns. Ich wollte

die Predigt nicht versäumen. Kirchengang ist mir durch die Jugendzeit im Elternhaus zu etwas Wertem geworden. — Es sei mir gestattet, hier einige Gedanken über Religion und Weltanschauung folgen zu lassen, über die in dieser Zeit wohl jeder hier, wie zuhause, nachdenken hat müssen. Ich möchte zwei, mich oft beschäftigende Fragen aus dieser Gedankenreihe herausgreifen. In welcher Richtung entwickelt sich unser Inneres, unsere Seele? Wie wirkt der Krieg auf unser Inneres ein?

Kampf ist das große Gesetz der Natur, Kampf, auch das des Lebens der Menschen. Die Erforschung und Entwicklung der Erdmöglichkeiten hat sich gerade in unserer Zeit, der Zeit der letzten 50 Jahre, in rascherem — manchen vielleicht sogar rasend erscheinendem — Tempo vorwärts bewegt und trieb zu stets neuem Kampf an. Die enge Berührung der Einzelmenschen wie der Völker, die fortschrittliche Entwicklung der Staatsverfassungen vermehrte Reibungsmöglichkeiten. Kampf an und für sich ist gut. Kampf stählt und bringt vorwärts. Doch der Segen eines Kampfes ist verschieden, je nach dem der Kampf aus idealen oder materiellen Motiven geführt wird. — Ich glaube richtig zu fühlen und zu urteilen, wenn ich sage, daß der Kampf in der Zeit vor dem Kriege mehr zu einem Kampf um materielle Ziele aus sehr realen Motiven geworden war. Unsere beste Kraft erschöpfte sich in dieser Richtung und ließ wenig Nahrung für die Kultur der Seele und das Sehnen unsrer inneren Entwicklung übrig. Hart waren wir geworden, verbittert, stumpf, verhetzt oder leichtfertig. Wer Geld hatte, der wurde geachtet, vielleicht wurde auch der noch anerkannt, der etwas leistete. Wem gaben wir sonst auf unsrer einsamen Höhe oder in unsrer Nervosität und Verbitterung ein Recht uns zu raten? Wem trauten wir? Wenigen — vielleicht niemandem.

Und jetzt? Hat sich geändert? Trauen wir auch niemanden? O nein. Das hat sich schon geändert. Dem, aus dessen Augen Energie und Tatkraft leuchtet, dem folgen wir, Selbstlosigkeit und Wohlwollen trauen wir, den suchen wir. So in Wirklichkeit bei Kampf und Not, so in Gedanken oder wenn wir allein sind, uns allein fühlen. Wir suchen Kraft an unserm Volk, an seinen Führern, in seiner Geschichte und — frage ich — auch in der Religion? Ich glaube es, da uns eine ernste Lebensauffassung liegt, da wir die Religionen nicht leicht wegwerfen, sondern immer an ihren Problemen und ihren Verbesserungen grübelten. So geht auch heute das große Fragen erneuert durch unseres Volkes Seele, wenn ich mein Vaterland richtig beurteile: Wo ist Religion?

Wir Menschen sind aber nicht dazu in die Welt gesetzt, daß wir nur mit gefalteten Händen und bebenden Lippen das Schicksal anschauen und annehmen. Wir sind in die Welt gesetzt, um unser Schicksal uns selbst zu schmieden, um mit den Pfunden zu arbeiten, die der Herr

der Schöpfung uns und der Erde geschenkt hat. Rechenschaft sollen wir ihm ablegen. Beweisen, daß wir aus dem wunderbaren Werk seiner Schöpfung, seinen Willen, seine Ethik fühlen und erkennen, daß wir sie zu den unseren machen. In die Welt sind wir gesetzt, um in seinem Sinne, wie er sich in der Natur offenbart, zu wirken und an seinem Werk zu schaffen. Und dies große Naturgesetz heißt: Höher hinauf, und wer nichts taugt wird abgehauen und ins Feuer geworfen.

So nur kann ich den Krieg verstehen, aber so verstehe ich ihn auch voll und ganz. Wieder einmal steht die Menschheit vor einem Wendepunkt: Tiefstand der Kultur, Hochstand der Zivilisation, wo ein Ausgleich von selbst nötig wird, ein Abstreifen von allem Schlechten und ein Befruchten mit Neuem, Besseren erfolgen muß. Nicht ein Gottesgericht, sondern eine durch die Entwicklung der Menschen und Völker selbsttätig einsetzende Entladung, in die das von allen Völkern auf allen Gebieten Errungene hineingezogen und einer rücksichtslosen Prüfung unterworfen wird. Was nicht taugt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen. In diesen Kampf wird jeder hineingezogen, jeder an der Stelle, an der er gearbeitet hat, wo er mit seiner Einzelleistung ein Glied der Allgemeinheit war und ist. Er setzt dabei sich und sein Leben ein, er verliert es — irdisch, materiell betrachtet — und nicht die Schlechtesten verlieren es. Es ist Samen für neues Werden. Und das wäre vielleicht nicht schön? Es wäre vielleicht nicht das Schönste am großen Weltenwerk, das Ewigkeitstempel für Menschenbegriff trägt, mitzuarbeiten? Sind wir vielleicht zu gut dazu? Zwingt nicht eine unergründete Macht, die wir eben Gott nennen, unsern kleinen Erdball tagaus, tagein, sich in vorgeschriebener Bahn zu drehen und den Weltenraum zu durchheilen. Und wir schwache, eingebildete, von unsrer Individualität überzeugte Kleinnaturen, wollten etwas mehr beanspruchen, wollten nur für uns selbst leben! Der Krieg hat uns etwas anderes gelehrt. Gottlob.

Ich bin gespannt, ob wir bei der Heimkehr ins Vaterland ähnliche Gedanken über Religion und Weltanschauung durch die Kriegszeit in unserm Volke erweckt sehen werden, ob des Lebens Ziel und Inhalt höher erfaßt wird, oder ob wir mit aus Bitterkeit entstandener Leichtfertigkeit höher und hehrer verachten gelernt haben. Die Predigt von jenem Morgen handelte über das Weltenwort aus Jesu Munde: Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nehme doch Schaden an seiner Seele. — Wo nimmt die Seele Schaden? In dem jagenden Treiben um materielle selbstige Ziele, wie die Zeit vor dem Krieg es brachte, oder im Dienst für eine große Sache, für eine Ewigkeitsaufgabe, wie auch der Krieg sie stellt. Unsere Seele ringt und dürstet nach Höheren, Besseren, Ewigen. Findet sie ihr Ziel noch nicht in dem Dienst

für die Gemeinschaft aller Völker dieser Erde, wie die schönen internationalen Versprechungen es wollten, sind wir, und gerade wir Deutsche früher in unserm Hang zum Weltbürgertum zu weit gegangen, so müssen wir unserer Seele Sehnen nach Tat und Liebe auf unser Heimatland beschränken. Da findet unser Suchen wahrlich ein edles Ziel. Schaffen an uns, für uns und die unseres Blutes sind. Dann werden wir stark dastehen in allen kommenden Prüfungskämpfen mit den anderen Nationen dieser Erde und werden Einfluß auf die Entwicklung der Menschheit gewinnen. Unsere Taten und Gedanken, unser Volk wird weiter leben, anstatt früh und rasch unterzugehen. Darum pro patria. Wärmer, wohler schläft es sich im Boden der Scholle, für die man Schweiß, Tränen und Blut eines ganzen Lebens gab, um denen, die man gezeugt, die Heimat stolzer zu hinterlassen. Das Scheiden ist dann nicht bitter schön: Einen letzten Gruß, einen letzten Händedruck denen, denen wir unserer Seele Sehnsucht ins Herz gaben, die Augen noch einmal zurück auf Heimat und Leben gerichtet, leuchtend im Wunsch: Weiter, vorwärts zu neuer Arbeit, ferner, ewiger Zeit entgegen. Selbst im Gefühl sterbend, ich tat meine Pflicht, der Bürger wird Asche, die Seele lebt doch weiter; sie lebt und strebt. — — Ist das nicht Christentum? Ist das nicht schön? Ja wahrlich! Aber Wille und Arbeit eines ganzen Lebens gehören dazu.

Ich habe mir zuerst überlegt, ob ich diese Gedanken über Weltanschauung und Religion meiner Schilderung unseres Lebens hinzufügen sollte. Aber ich glaubte sie doch aussprechen zu dürfen, weil sie für mich eine Frucht dieses Krieges sind und weil ich der festen Überzeugung bin, daß dieser Krieg auch auf dem Gebiete der Religion und der Ethik einen neuen Abschnitt der Entwicklung bedeutet, in dem unser Denken sich vertieft und nicht verflacht. So bewahrheitet der Krieg die alte Wahrheit, daß harte Zeiten heilsam sind, für den einzelnen wie die Gesamtheit der Menschen. Wir Menschen sind eben trotz der Höhe der Kultur noch weit davon entfernt, daß wir glückliche friedliche Zeiten unbeschadet ertragen können. Ja, der Krieg auch hat seine Ehre, der Erzieher des Menschengeschlechts. Er wird und muß immer wiederkehren, vielleicht allmählich in längeren Zeitabschnitten aber er wird immer neu entbrennen. Es ist Natur, gesetz, wie wir sehen, und wer jammert über Not und Tod, der hängt eben an der Gegenwart, am Augenblick, an sich selbst, dessen Seele kann sich nicht zu

höheren, ewigen Gedanken aufschwingen, er überschätzt seinen eigenen Wert und vergißt seine Bestimmung. „Wer sein Leben verlieren wird, der wird es gewinnen.“ „Und setztet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein.“

Mögen wir unser Volk so gestählt und geläutert wiedersehen, wenn wir heimkehren. Möge aus dem deutschen Jüngling mit seinen blonden Locken und seinen blauen Augen, seinem allseitigen Streben, seiner Urkraft, aber auch seinen Fehlern, seiner Ungelenkigkeit, seinem Hang zum Nörgeln, zum Parteihader, ein großer, starker, ernster, willensfroher und freudiger Mann geworden sein. Ein Mann, der gelernt hat, nur auf sich selbst zu bauen, der weiß, daß nur der Tüchtige, aber auch nur der Ehrliche in der Geschichte auf die Dauer recht hat. Und endlich ein Mann, der sich hüten wird, in den Fehler zu verfallen, der alle Weltreiche der Geschichte bis jetzt gestürzt hat: Verachtung anderer Tüchtiger, Uneinigkeit, Eigennutz des Strebens, Nachlassen des Arbeitswillens, Niedergang der Moral, der Sitten und Erblaffen des Ewigkeitsgedankens, der Gedanken an Aufgabe und Bestimmung.

Und was für Gestalten soll die Heimat an uns erblicken, wenn sie uns wiedersieht? Soll sie eine Schar gebrochener, kleinlicher, materiell gesinnter, nicht mehr zu gebrauchender Männer über die Grenze einerschwanen sehen? Nein! Männer, geläutert wie sie, müssen einhermarschieren. Vorbereitet, jeder auf seine Weise, für neues Schaffen. Männer voll glühender Arbeitsfreudigkeit, voll festen Entschlusses ohne Zögern an jede, auch die schlichteste Stelle zu treten, wo die Aufgaben der Zeit, die Pflicht gegenüber der Heimat, sie hinstellt. Männer, die Rechenschaft ablegen können und wollen über das, was sie hinter feindlichen Mauern geleistet haben an stiller Arbeit oder an immer neuen Versuchen, die Freiheit zu gewinnen, so oft sie auch mißlungen sind. Männer endlich, die den Riß ihres Lebens wieder gut machen wollen sich selbst gegenüber, um die Schande zu tilgen dem Vaterland gegenüber, um mit neuer Kraft an neuem Werk mitzuschaffen.

Dann wird die Heimkehr zum Segen werden, der Anfang neuen schönsten Glückes, der Anfang eines neuen zweiten Lebens.

„Und dann kommt der Tag, sonnenstark und frei,
Wo dein Himmel sich uns wieder klärt,
Deinen Sehnen neu und treu bewährt
Komme, komme deutscher Völkermai.“



In die Heimat zurück.')

Von Hans Biengräber.

Unter einem wolken schweren, schwülen Sommerhimmel und zwischen den glücklichen Walzertagen des gastspielenden „Theaters an der Wien“ wurde von Zürich ein Teil der in der Schweiz gesunden Hospitalisierten in die deutsche Heimat geschickt. Wieviel friedensahnender ist doch die vaterländische Stimmung, die über solchen Bildern liegt, als über jenen der Transporte müder Schwerverwundeter, die auch in diesen Tagen wieder die Schweiz durchheilen. Sie, die nun als „Rapatrierte“, wie die kriegsgeschmiedete Bezeichnung lautet, nach Deutschland zurückkehren, bringen fast alle ihre gesunden und wieder heilen Körper wieder in die Heimat. Auf den teilweise langjährigen Wirrfahrten des Krieges hat sie im Unglück noch das Glück begleitet, und mit fester Hand und klarem Kopf werden sie ihr Teil der vaterländischen Pflichten zu tragen wissen.

In der großen Wandelhalle des Züricher Hauptbahnhofes herrscht, mitten in der vierten kriegssommerlichen Reisezeit, ein buntes Leben. Man könnte glauben, auf dem Bahnhof einer großen deutschen Garnisonstadt zu sein. Neben den feldgrauen, blauen, grünen und braunen Uniformen aller deutschen Waffengattungen leuchten nur wenige Schweizer Feldgrüne. Am meisten drängt sich das schweizerische und internationale Publikum an unsere frischen, blauen Jungens heran. Leute von der tapferen „Mainz“, dem „Blücher“ und den bewunderten Unterseebootflottillen. Auch Schutztruppler sind im Gedränge zu sehen.

Abseits steht eine Gruppe deutscher Offiziere. Ein schlanker kaiserlicher Kapitänleutnant trägt als einziger die schicke Marineuniform. Alexander Moissi, der durch seine Kunst, die er vielfach spendete, gewiß einer der bekanntesten deutschen internierten Offiziere war, kommt nun vom Eingang herüber. Neben ihm, mit einem glühenden Rosenstrauß im Arm, Johanna Terwin vom Deutschen Theater, die auch überall in der Schweiz als Partnerin seiner Kunst begeistert gefeierte Künstlerin.

Ein anderes Bild an einer anderen Ecke. Zwischen Schweizer Wachtposten mit aufgepflanztem Bajonett, aber freundlich mit ihnen kauderwelschend und gestikulierend, drei russische Gefangene, die in ihren braunen Kitteln aus

deutscher Gefangenschaft flohen. Frische Bauernburschen, für die der Drang in die Freiheit größer war als die Furcht vor der deutschen, todbringenden Grenzwachtkugel. Ihre wettergebräunten, gesunden Gesichter zeigen, daß sie der Landwirtschaft halfen und, was die Schweizer immer wieder am meisten wundert, daß die Lebensmittelnot im nördlichen Nachbarland doch noch nicht so schreckhaft sein kann. In den kleinen Slawenaugen glänzt die Freude der überstandenen Gefahren. Unbegreiflich scheint aber den Soldaten des ehemaligen Zarenreiches, daß auch auf dem Bahnhof der großen Schweizerstadt schon wieder so viele deutsche Uniformen leuchten. Aber schon werden die drei Feldbraunen von den feldgrünen Schweizern fortgeführt.

Die deutsche Kolonie ist bei diesem Abschied wieder stark vertreten. Den scheidenden, der Heimat wieder zustrebenden Landsleuten soll noch der deutsche Freundesgruß und mit kräftigem Händedruck das Gelöbnis der auch im Auslande immerwährenden Vaterlandsliebe auf den Weg gegeben werden. Und dann schlägt die Mittagsstunde. Der Bahnsteig wird für die Reisenden nach Konstanz frei. Aus der buntbewegten Bahnhofshalle flutet die Menge zum Zug. Deutsche Zivilinternierte aus Amerika, die nach zweijähriger düsterer Gefangenschaft in Frankreich ein Jahr sonnendurchstrahlter Schweizer Gastfreundschaft genießen konnten, tragen ihr Köfferchen vorbei und schnell haben die „Rapatrierten“ ihren Platz in den Sonderwagen gefunden. Der Chor des Deutschen Männergesangsvereins gibt den Leuten noch klangschöne Grüße auf den Weg. Bilder herzlichen Abschieds, Blumen und Winken überall. Neben Major Gottschalk, der ein Jahr lang das Deutsche Bekleidungsamt in Zürich leitete, steht mit duftigen Blumen in der Hand Moissi am breiten Wagenfenster. Deutsche, Schweizer und gewiß auch Fremdländer von da und dort winken ihm freundlich und voll Dank für die geschenkten Kunstgaben zu. Hundert oder mehr deutsche Feldgrüne, die noch nicht das Los des Austausches traf, schauen mit vaterlandsehnächtigen Augen dem langsam enteilenden Zuge nach, und aus einem bescheidenen Vaterlandsruf schwillt die Begeisterung an zu einem tausendfältigen Hurra, das dem deutschen Vaterland galt und aus dem der heiße Dank sprach an die gastfreundliche Schweiz.

*) Aus dem „Berliner Lokalanzeiger“ Nr. 388 vom 2. August 1917.



Dank. Original von int. Zeichenlehrer H. Höffer, Luzern.

Empfang von Rapatrierten in Konstanz.

Am 1. September trafen in Konstanz 30 Offiziere, 451 Unteroffiziere und Mannschaften und 56 Zivilgefangene ein, die alle aus der Schweizer Internierung entlassen worden waren. Seine Majestät der Kaiser hatte den Generaladjutanten Generaloberst von Plessen zur Begrüßung entsandt, der im Namen unseres allerhöchsten Kriegsherrn und des Vaterlandes den Zurückkehrenden Dank und herzlichen Willkommgruß entbot. Auch Ihre Königliche Hoheit, Großherzogin Luise von Baden, wohnte der erhebenden Feier bei und begrüßte in ihrer bekannten herzlich mütterlichen Teilnahme jeden Einzelnen.

Dem schweizerischen Geleitoffizier des Transportes, Herrn Hauptmann Schieß ließ Ihre Königliche Hoheit telegraphisch den Dank für seine und seines gastlichen Volkes reiche Mühewaltung übermitteln, da ihr eine persönliche Aussprache nicht mehr möglich war.

Oberstleutnant Ritter übermittelte im Namen der Ausgetauschten an den Herrn Bundespräsidenten Schultheß den herzlichsten Dank für die warme Aufnahme und Pflege.

Küßnacht a. d. Rigi.

Mancher, der schon länger hier ist, weiß oft nicht mehr, wie gut er's hat! Wir neu Angekommenen müssen den alt eingesessenen Kameraden immer wieder ins Gedächtnis zurückerufen: Das böse „Einst“ und das schier unaufbläbliche „Jetzt“.

In Küßnacht wurden wir am Schiff von unsern Kameraden festlich mit Gesang empfangen. Soll da ein altes Kriegerherz nicht weich werden? Und kaum sind wir einen Monat hier, haben uns nur langsam an all die Herrlichkeit, die überwältigend auf uns eindringt, gewöhnen können, da dürfen wir auch schon das Schönste genießen, was der Küßnächter Internierte haben kann, ein Parkfest bei Herrn Baron von Kleist. Unser verehrter Landsmann forderte uns am 26. August zu einem solchen in seinem Schlosse Buonas am Zuger See auf. Und wie sind wir von ihm verwöhnt worden! Schier endlos war die Reihe der prächtigen Preise, die den Siegern im Hindernisrennen, im Rennen mit Hüpfen auf einem Bein, mit Hüpfen auf allen Vieren, den Treffern im Topfschlagen ausgesetzt waren. Auch unsere Frauen, soweit sie die Paßschwierigkeiten hatten überwinden können, waren mitgekommen und wurden in der reizendsten Weise von der hochverehrten Frau Baronin und ihren lieben Fräulein Töchtern ins Gespräch gezogen. Und wie ist es herrlich in dem rings vom See umgebenen riesigen Park mit seinen Baumgruppen und den grünen Matten, auf denen wir ausgelassen herumtollen durften. Die erst jüngst aus Frankreich gekommen waren und noch einen kleinen Stacheldrahtkoller hatten, schauten manchmal mißtrauisch um sich, ob nicht irgendwo die Gestalt eines feindlichen Hüters mit aufgepflanztem Bajonett sichtbar würde, um uns endgültig aus dem schönen Traum zu erwecken. Mit den herzlichsten Worten vom Herrn Baron von Kleist willkommen heißen, wieder frei und fröhlich geworden und uns als gute Deutsche fühlend, fand der Redner bei uns den fruchtbarsten Boden, als er die Hoffnung aussprach, es möchten viele von uns zum letzten Male in Buonas verweilen, nicht weil er uns nicht gerne an sich sehen möchte, sondern weil er hoffe, sie möchten bald von neuem eine Stelle im deutschen Vaterland ausfüllen, ihm voll heiliger Freude all ihre Kraft und Liebe, zur Verfügung stellen.

Was für fröhliche, begeisterte Gesichter konnte man einige Tage später sehen, als es wirklich einigen durch die Arztekommision gestattet wurde, die Heimreise anzutreten! Eine fröhliche Abschiedsfeier, bei der jeder

auf ein baldiges gleiches Schicksal hoffte, hielten wir dann am Abend des 31. August ab, da die Kameraden, zehn an der Zahl, am Morgen des 1. September abfahren sollten. Alte Erinnerungen gemeinschaftlich verlebter schwerer und schöner Stunden wurden ausgetauscht, neue Zukunftspläne wurden geschmiedet, die aber fast immer in dem Sinne endeten: wo man mich auch hinstellen mag, da will ich meinen Mann stehen! Und das wollen auch wir Zurückbleibenden sagen. Vor allem wollen wir uns, solange wir hier sind, so entwickeln, daß wir in körperlicher oder geistiger Hinsicht Herd und Heimat die größtmöglichen Dienste leisten können, auf daß wir vor aller Welt Zeugnis ablegen, daß wir tüchtige, ungebeugte Deutsche sind!
Soldat Schiele, Küßnacht.



Letztes Ehrengeläute.

Churwalden.

Je mehr mit dem Beginn der Ferien die Gästezeit ihren Höhepunkt erreichte, um so stiller wurde es in unsern beiden Interniertenanstalten „Lindenhof“ und „Krone“. Waren schon vorher eine ganze Anzahl Internierter mit landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt gewesen, so erfolgte nunmehr Anfang Juli der große Abtransport zur Heuernte. In die Umgebung von Chur, an den Hinterrhein und ins wunderschöne Engadin gings, und die meisten von uns haben erst bei dieser Gelegenheit ein größeres Stück des Landes gesehen, das uns Gastfreundschaft gewährt. Die geleistete Arbeit wird je nach Kenntnis von der Sache, Gesundheit und Veranlagung verschieden ausgefallen sein, ebenso wie die Aufnahme, die die Internierten bei ihren Arbeitgebern fanden. Die meisten sind schön braun gebrannt, gesund und munter, einige auch mit vollem Beutel in diesen Tagen nach hier zurückgekehrt.

Inzwischen ging am 17. Juli ein Transport von 26 Kameraden nach Deutschland. Ihm folgte am 5. August der zweite Transport, zu dem unser Interniertenort fünf glückliche Kameraden abgab.

Am 25. August trafen 60 neue Insassen aus französischer Gefangenschaft ein, die zu gleichen Teilen auf die beiden Interniertenanstalten verteilt wurden. Die neugetroffenen Kameraden sind lungen-, herz- und nervenkrank oder leiden an Malariafieber. Mögen sie in den Bergen gleich den meisten von uns baldige, völlige Heilung finden.

Soldat J. Schulz.

Interniertenankunft in Neu St. Johann-Neßlau.

Als die neuen Interniertentransporte einsetzen, wurde auch in Neu St. Johann, Germen und Krummenau alles für die Ankunft neuer Kameraden zugerüstet. Mit der Freude darüber, eine Anzahl dem harten Joche der Gefangenschaft entrissen zu wissen, verbindet sich wohl hier und da die Erwartung, unter den Eintreffenden einem lieben Bekannten die Hand drücken zu können.

Unser Nachbarort Ebnat-Kappel wurde zuerst bedacht. Nun mußte auch für uns die Stunde bald schlagen. Doch sollten darüber noch Wochen vergehen. Schon hatten wir uns mit dem Gedanken vertraut gemacht, für diesmal leer auszugehen. Da brachte uns der 25. August die Erwarteten.

In Stärke von 28 Mann trafen sie in Neßlau ein. Ihr Anblick bot ein allbekanntes Bild. In der Haltung etwas Scheues. Im Auge ein ungläubiges Staunen, als wäre alles nur ein Traum, dem ein schreckhaftes Erwachen folgen müßte.

Nach der Begrüßung durch den Platzkommandanten, Herrn Hauptmann Brändle, im Auftrage der Schweizer Behörde, und der des Herrn Hauptmann Pöppinghaus, im Namen der Kameraden, ging es zunächst nach Neu-

St. Johann. Der Stärkung des inwendigen Menschen folgte die Umwandlung des äußeren. Nachdem so der ganze Mensch zu seinem Rechte gekommen war, erfolgte die Übersiedelung in die Anstalten, die für kürzere oder längere Zeit die Heimat des Einzelnen werden soll.

Wir hegen den Wunsch, daß der Aufenthalt hier selbst den Neuinternierten in Kürze ihrem Körper und Geiste einen Teil der alten Frische und Spannkraft bringen möge. Wir alten Semester aber hegen und pflegen das Pflänzlein „Hoffnung“. Die Hoffnung nämlich, recht bald der Heimat wiedergegeben zu werden, um andern Raum zu schaffen, damit an ihnen das Liebeswerk der Schweiz sich betätige.

In Gegenwart des Platzkommandanten, Herrn Hauptmann Brändle, und sämtlicher Kameraden hiesiger Anstalt überreichte Herr Hauptmann Pöppinghaus drei Kameraden unserer Nachbaranstalten das E. K. II. Kl. nach einer herzlichen Ansprache.

Die Ausgezeichneten heißen:
Soldat J. Wawrowsky, I.-R. 155, Germen, Hotel „Freihof“,
Soldat F. Hilgert, Gren.-Regt. 100, Krummenau, „Sonne“,
Soldat J. Zägel, Ldw.-I.-R. 60, Germen, Hotel „Freihof“.
Soldat G.



Föhn.

Von Paul Baumann.
(Aus den „Bergliedern.“)

Über die Schneefelder brauset der Föhn
Und wütet und schnaubet Verderben,
Streich um die Felsen mit wildem Getöse
Und heult seine Lieder zum Werben.

„Schlafende Erde, träumende Maid!
Laß dich erwecken, der Frühling ist nah!
Schmücke dich mit deinem Hochzeitskleid,
Lache, erwache, der Freier ist da!“

Eisige Schauer und berstend Gestein,
Und Bäume, die splintern und krachen,
Wirft er dem Liebchen zum Fenster hinein
Mit gellendem Jauchzen und Lachen,

Sprengt alle Riegel und stürmt das Gemach,
Erfüllet das Haus mit Tosen,
Küsst das schlafende Mädchen wach
Und schreckt es mit wildem Kosen.

„Träume verwehen, die Nacht ist vorbei,
Ich bin das Leben, und mein ist die Zeit!
Sonne und Liebe kehren aufs neu!
Öffne die Arme, halt' dich bereit!“

Die werdende Macht.

Roman von Otto von Gottberg.

Copyright 1914 August Scherl, G. m. b. H., Berlin.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Die Engländer auch nicht. Die ließen sich für den Blödsinn nicht einfangen.“

„Aber Papa meint, in Frankreich fehle ihnen darum manches, das für den Offizier wünschenswert sei.“

Er fühlte sich schon als Hausherr: „Aber wir tun nur das Allernötigste, Grete. Ein paar Kameraden laden wir ein.“

„Herrn von Heydebreeg?“

„Ja, er hat mich in Hamburg auch versprochen, zur Hochzeit zu kommen.“

Ihr Gesicht rötete sich in Freude: „Hast du dich schon nach einer Wohnung umgesehen?“

„In Wehhaven brauchen wir nicht zu suchen. Dort nimmt man, was frei ist.“

„Wie hier, Ernst.“

Echtes Offizierskind, nahm sie hin, was Soldatenlos war, und während sie weiter von der gemeinsamen Zukunft plauderten, empfand er mit Genugtuung, daß sie auch zur Soldatenfrau geboren war. Die Cousine wäre schwer zur Offiziersdame zu erziehen, aber doch flüsterte die Stimme im Innern ein bedauerndes „Zu spät!“

Die Stadt war durchschritten. Auch in Dieuze standen hinter den letzten Bauten die roten Ziegelsteinhäuser der Offizierskolonie, und Gretens Eltern warteten vor der Kommandeurwohnung. Die Mutter hatte den Kopf leicht in den Nacken geworfen und musterte mit einem Blick zärtlichen Wohlgefallens das junge Paar.

„Jetzt geht aber voran und tretet wenigstens als erste ins Haus!“ So wahrte sie die Form, die Brautleuten den Vortritt ließ, und um ihnen einen Augenblick des Alleinseins zu gönnen, wendete sie sich hinter ihnen im Flur zum Gatten: „Du kommst wohl gleich in mein Zimmer, um die Anzeigen zu schreiben.“

„Ja.“ hörte Ernst den Obersten antworten, „nun kommst du in die Zeitung, Klara, und wirst durch deine Tochter zur berühmten Frau.“

V.

Der Wachoffizier auf der Brücke von „S 444“ hörte hinter sich ein Gähnen, nur halb unterdrückt, weil die Schlafmütze wohl glaubte, das Wehen des Windes verschluckte jeden Laut. Eigentlich wirkte es ansteckend; für einen Augenblick mußte er die Hände in den Paletottaschen krampfen und das Kinn noch tiefer in den aufgeschlagenen Kragen ziehen: Scheußlich, mit leerem Magen

in Hundekälte im ersten Dämmern auf der winterlichen Nordsee zu schaukeln. Aber gerade darum schien es Zeit, die Leute aus dem Dösen zu wecken. Sich zu ihnen wendend, mußte er dem Rücken einen Halt an der Vorderwand, mußte er die Brücke umgürtenden Wand suchen. Das Gesäß stemmte er gegen den bis über Hüfthöhe reichenden Stahl, die Schultern gegen das Schutzgitter aus Draht. Es war kaum hell genug, um die Gesichter der sechs Fröstelnden zu erkennen. Neben dem Rudergänger mit beiden Händen am Rand stand dicht vor ihm wie versteinert der Steuermann im langen Mantel. In seinem braunen Spitzbart blinkten Eis- oder Wasserperlen. Die beiden Matrosen am Maschinentelegraphen lehnten Arm an Arm und Bein an Bein, um sich warm zu halten. Hinten rechts flüsternten die beiden Signalgäste. Der jüngere, Rekrut Brenner, schien dem älteren sein Leid zu klagen. Ein Bild des Jammers, stützte er die Linke gegen die Umwandlung.

„Brenner!“

Der im Frieren zusammengekauerte Signalgast straffte mit einem Ruck den Körper und versuchte ihn gegen das eisige Wehen des Februarwindes zu stemmen. Er streckte die in die Ärmel gezogenen dicken Finger und hob den Kopf aus dem Gehäuse von Wolle und Tuch. Er sah aus, als schicke eine aus winterlicher Erstarrung erwachende Schildkröte sich zum Wandern an:

„Herr Oberleut . . .“

Wieder schien das Boot mit der Nase in einen Abgrund zu stürzen. Die beim Anruf des Offiziers zusammengeschlagenen Absätze rutschten vom fettigen, nassen Eisen. Vergeblich haschten die steifen Finger nach einem Halt. Auf dem Sitzfleisch ruschte Brenner mit dem Fallen des Bootes gegen das linke der gespreizten Beine des Rudergängers.

„Aas!“ fluchte leise der Helgoländer Fischersohn, aber fing den doppelten Stoß von Matrosenstielen und Wellen ungestüm auf, indem er das rechte Knie beugte und sich mit den Händen ans Rad klammerte. Das Boot schöpfte mit dem scharfen Bug Wasser. Die Brücke hing dabei fast senkrecht, und die sieben Männer haschten mit schmerzenden Fingern schnell nach dem kalten Stahl des Geländers. Wie in jähem Aufbäumen ein erschreckender Gaul, hob das Schiffchen schon wieder den Bug aus dem Wasser. Als dicke, nasse Decke klatschte die spritzende, schäumende Flut auf die schnell sich duckenden sieben Menschen. Brenner schien zu schwimmen, bis rauschend, in Schwaden, das kalte Wasser nach hinten auf das Deck schlug. Er kam nicht auf die Füße, denn von links brach jetzt eine Sturzsee mit hartem Schlag über das ächzende Boot. Unter der Wucht des gewaltigen Stoßes hatte der Rudergänger unwillkürlich das Rad nach rechts spielen lassen, und „S 444“ rollte gegen die zur Rechten stampfenden Boote der Flottille.

Unter tiefendem Mantel stand der Wachoffizier wieder aufrecht: „Besser auf Position bleiben. Zwei Strich Backbord.“

Der Helgoländer spuckte in die Hände und drehte hastig das Rad nach links. Warte mein Jungchen, sagte er sich in Gedanken an Brenner. Der dumme Rekrut hatte das Boot aus dem Kurs gebracht.

„Brenner!“ rief wieder Oberleutnant Riehl.

Noch verwirrt vom Fall, halb betäubt von einem Stoß des Kopfes gegen die Stahlwand, taumelte der Rekrut auf unsicheren Füßen. Nur mit der Hand auf die Geländersange neben dem Stand der Signalgäste gestützt konnte er stehen, während der Offizier fast lässig mit dem Rücken an der Vorderwand lehnte und mit wippenden Knien die Stöße des schwankenden Decks unter seinen Füßen auffing.

„Der Mann ist wieder seetoll, Herr Oberleutnant!“ Verdrießlich drückte dabei der Steuermann mit klammen Fingern das Seewasser aus dem Spitzbart.

Oberleutnant Riehl nickte. Eigentlich dauerte ihn der arme seekranke Kerl, der unter den spöttischen Blicken der Kameraden jetzt mit übermenschlicher Kraft sein Leiden der meistern suchte. Brenner war von des Jahres junger Mannschaft und nach einer Fußverstauchung am Montag

wieder-gesund an Bord gekommen. Jetzt mußten ihm neue Seebeine wachsen: „Sie dachten wohl Sie wären auf dem Tanzboden, Brenner?“

Wieder fingen die sieben einen Stoß der Wellen auf. Der taumelnde Brenner lüftete die Hand und rang wie nach dem Gleichgewicht auch nach Atem, denn der Wind schien die Luft von den Lippen zu reißen.

Der Wachoffizier spürte mehr Wut über das Wetter als über die Schlapheit des Rekruten. Über das Rauschen, Brausen und Wehen hob er die Stimme zum Schreien: „Wollen Sie schon wieder tanzen?“

Er riß die Hände aus den Taschen und ließ sie in einer Gebärde entrüsteter Verzweiflung gegen das nasse Tuch seines Paletots klatschen: „Aber das kommt davon, wenn ich Gensjäger, Landbriefträger und Molkereihilfen zu Seeleuten machen soll.“

Die Mannschaft verbarg ein Lächeln. Die Sorgen einer Flotte und eines Reichs schienen das runde junge Gesicht des Offiziers zu verdüstern. Brenner spürte im schmerzenden Kopf, daß er das Verhängnis und der Ruin der Kaiserlichen Marine sei. Er faßte wieder nach dem Geländer.

„Lassen Sie die Stange los!“

Erschrocken ließ Brenner die Hand fallen. Die Angst vor Scheltworten des Offiziers schien ihn zu stützen, denn er konnte stehen, aber plötzlich nicht mehr gegen das Schwindeln im Kopf, das Würgen im Schlund und das Grimmen im Magen ankämpfen. Immer widerlicher wurde der Geruch von Kohlenqualm, ranzigem Fett oder Öl, von Salzwasser und Seetang. Mit Aufbietung letzter Kraft schluckte er noch einmal die Ubelkeit hinunter. Dann warf er beide Hände an die Stange und den Kopf über Bord.

Oberleutnant Riehl sah, daß auch der jüngere der beiden Posten am Maschinentelegraphen, nach einem Blick auf den Speienden erleidend, mit der Hand unwillkürlich nach dem Magen griff, aber gerade der Kerl kicherte am lautesten, als sein Schmunzeln die Erlaubnis zu flüchtiger Heiterkeit gab.

Brenner wischte mit dem Handrücken einmal von rechts, einmal von links über den Mund und schleppte sich neben den grinsenden Kameraden auf den Stand der Signalgäste. Ach, das Seeleben! Alle Glieder schmerzten. Es war, als kreppe ein Weh den Körper von innen nach außen um. Und als der Oberleutnant sich nach vorn wendete, trat auch noch der Steuermann heran: „Du denkst also, wir bauen Torpedoboote, damit du auf dem Allerwertsten lustwandeln und die nördliche Erdkugel bespucken kannst! Nee, mein Sohn, zu deiner Unterhaltung sind wir nicht da.“

Aber der Wachoffizier rief über die Schulter zurück: „Steuermann, lassen Sie ihn an „443“ winken: W. O. an W. O., ich wünsche guten Morgen und komme in Helgoland zum Essen.“

„Jawohl, Herr Oberleutnant.“

Riehl hörte den Steuermann auf den Rekruten anzusprechen. Der arme Schlucker tat ihm leid, aber gegen Seetollheit gab es nur ein Heilmittel: Eisen, das Eisen dienstlicher Härte, eine Medizin, die ein alter Deckoffizier in gestrichen vollen Löffeln zu verabfolgen verstand. Fröstelnd bis ins Mark und mit den Füßen das Eisen stampfend, hielt er Umschau. Grau, aber ohne Nebel lag der Morgen auf der Nordsee stumpfem Blei, unter dem ein Feuer riesige Blasen zu treiben schien. Schieferfarben quollen sie aus dem weiten Hexenkessel empor, um mit einem Brüllen unter tosend aufschäumend weißem Gicht zu platzen. Bald höher, bald tiefer als seine Augen sah er den eng um das Schiffchen gekreisten Horizont und davor die schwankende Fläche von weißem Schaum. Ein Singen aus den straffen Drahtseilen um den Mast klang durch das stete Brausen aus Nordwest. Wie mit Messern schnitt es in die Wangen und schmerzenden Augen. Gottlob war es bald acht Uhr und Zeit, in die Klappe zu gehen. Wenn er noch lange stand, würden die Finger erfrieren. Sie hingen wie leblos in den nassen Taschen.

(Fortsetzung folgt.)



Erstes Spezialhaus der Schweiz

für feine

Reiseartikel • Lederwaren
Ledergalanterie.

Eigene Kofferfabrik.

Reparaturen schnellstens.

5 Prozent Skonto für deutsche Internierte.

Telephon 7521 • Reellste Bedienung.

Globus-Konfektionshaus

Löwenplatz 37, 39, 41 **Zürich** Löwenplatz 37, 39, 41

Größtes Spezialgeschäft der Herrenbekleidungsbranche

Herren-Anzüge in jeder Form und Preislage

Herren-Paletots in jeder Farbe und Größe.

Auswahlsendungen bereitwilligst • Internierte 10 Prozent Rabatt

F. Berend-Schweizer

Bahnhof-
straße 21 **ZÜRICH 1** Bahnhof-
straße 21

Feine Herren-Schneiderei

GROSSES LAGER IN PRIMA STOFFEN

Wir gewähren Internierten auf allen Artikeln einen
Extra-Rabatt von 10 Prozent!

Größe Auswahl in Herren-Artikeln aller Art.

Kaufhaus A. Wolff-Knopf, Zürich

vormals A. Knopf, Badenerstraße 112.

ALLEIN-VERKAUF

BASEL

W. JONAS

GERBERGASSE 27/29
FALKNERSTR. 4/6

Herz-Stiefel

Bestes deutsches Fabrikat

Marke Weill

Marke High-Life

Erstklassige Schweizer Marken

Internierte erhalten Extra-Rabatt

ALLEIN-VERKAUF

ZÜRICH

SCHUHHAUS

HIGH-LIFE

BAHNHOFSTR. 76